

Mappe „Tacina“ Innenmappe 6, Paul Tacina, Apotheker

p. 1:

Mag. pharm. Paul Tacina, Apotheker in Mannersdorf am Leiterberg.

Albert Schatek, Oberst, Wien

p. 2:

Mein Schwiegervater Paul Tacina

Apotheker in Mannersdorf a. L.,
wurde am **3. 12. 1851** in **Tyra No. 34** im da-
maligen Österr. Schlesien als Sohn der Klein-
häuslereheleute Georg und Marena Tacina
geboren. Marena oder Maria entstammte der
Familie Macura, die das Haus No. 34 ursprüng-
lich besaß; es war auch ihr Geburtshaus, und
Georg Tacina hatte hineingeheiratet.

Tyra, auch Tyrra geschrieben, ist ein ganz klei-
nes evangelisches Bauerndörfchen in der Be-
zirkshauptmannschaft Teschen und liegt ab-
seits der großen Straße und der Eisenbahnlinie,
die von Teschen über den Jablunkapass nach
Ungarn führen, in einem westlichen Nebental

des Olsa-Flusses, das von einem bescheidenen
Bächlein, dem Pyrabach, durchflossen wird. Die
Bevölkerung ist polnisch. In kirchlicher Bezie-
hung gehöft das Dörflein, das damals selbst
kein Gotteshaus besaß, zur evangelischen
Pfarrgemeinde **Bystrzicze** (Bistritz), die etwa
6 km östlich im Tale der Olsa liegt.

Mein Schwiegervater kam mit 14 Jahren (**1865**)
an das Gymnasium nach **Teschen**, um dort die
damals für das Studium der Pharmacie erforder-
lich gewesen 4 Klassen zu absolvieren, und
lernte nebenbei die Deutsche Sprache. **1869**
wurde er – vermutlich in Tarnów in Galizien –
Apothekerpraktikant. Seine pharmazeutischen
Studien absolvierte er in **Wien** und erwarb dort
auch das Magister-Diplom. Bis zum Jahre **1878**
war er in der Apotheke in **Wien XI., Simmerin-
ger Hauptstraße 81** angestellt. Während die-
ser Zeit war er einmal vertretungsweise auch in
Gleichenberg in Steiermark tätig.

Im Jahre **1878** war gleichzeitig die Errichtung
einer Apotheke in Wien-Hernals und in Man-
nersdorf a. Leitaberg ausgeschrieben. Mein
Schwiegervater interessierte sich sehr für letz-
tere und zog beim **Bezirksarzt Dr. Blument-**

hal nähere Erkundigungen ein. Auf dessen Rat bewarb er sich sofort um Mannersdorf a. L., und mit Statthaltereierlaß Zahl 5.151 vom **9. 7. 1878** wurde ihm das in diesem Orte neu errichtete Apothekergewerbe verliehen, wovon er am **7. 9. 1878** durch die Bezirkshauptmannschaft **Bruck a. d. L.** mit Dekret Z. 10.580 verständigt wurde. Bis zum Jahresende traf er alle für die Errichtung der neuen Apotheke nötigen Vorbereitungen, und im Dezember übersiedelte er; ein offener zweispänniger Wagen brachte seine Habseligkeiten bei dem denkbar schlechtesten Winterwetter nach Mannersdorf. Es war sehr kalt und stürmisch und dabei fiel so viel Schnee, dass sich die Pferde nur mit Mühe den Weg bahnen konnten. Der Fuhrmann konnte die Rückfahrt nach Wien erst am nächsten Tage wagen.

Am **1. 1. 1879** eröffnete mein Schwieger-

(hier eingelegt die Beilagen 1 - 6)

p. 3

vater im Hause **No. 25** (heute **Hauptstraße 45**), in welchem er auch wohnte, seine neue

Apotheke. Das Haus, eines der größten und schönsten im ganzen Ort, gehörte dem Glaser- und Anstreichermeister **Georg Gottschy**, der zugleich als der reichste Bauer galt, im übrigen aber als geizig und auf seinen eigenen Vorteil bedacht bekannt war.

An die Apotheke kann ich mich aus meiner frühesten Kinderzeit noch ziemlich gut erinnern. Sie befand sich in dem gassenseitigen kleinen, gewölbten Raum rechts neben dem Haustor, der kein Fenster hatte und sein Licht durch die Geschäftstür empfing. Nach rückwärts schloss sich eine ebenso kleine, sehr dunkle Kammer als Laboratorium an. Aus dieser Kammer führte eine Tür über eine Steinstufe in die Hauseinfahrt hinaus, und ein kleines vergittertes Fenster an der Hofseite spendete spärliches Licht. Diese beiden Räume waren für eine Apotheke wohl die ungünstigsten, die man sich denken konnte, aber mangels besserer mussten sie für den Anfang wohl oder übel genügen.

Im 1. Stockwerk, genau über den Räumen der Apotheke, lag die bescheidene Wohnung des jungen Magisters, die aus einem einfenstrigen, ziemlich düsteren Zimmer an der Gassenseite

und einer kleinen Küche mit einem gemauerten Herd bestand. Aus der Küche führte eine sehr steile Treppe, die sich in einem von Wind und Wetter schützenden Holzgehäuse befand, in den Hof hinunter. Sowohl die Apotheke wie die Wohnung hatte

p. 4

der Hauseigentümer erst auf das Ersuchen meines Schwiegervaters adaptieren lassen; die ebenerdigen Räume waren ursprünglich Gerätekammern und die des Stockwerkes wurden als Schüttkasten verwendet.

(Auf dieser Seite sind die in Tusche gezeichneten Grundrisse des Gottschy-Hauses eingefügt. Sie zeigen das Erdgeschoß und das Obergeschoß. Türen rot, Fenster hellblau angelegt.)

Zur Errichtung der neuen Apotheke übernahm mein Schwiegervater die bisherige Hausapotheke und die Einrichtung des Laboratoriums des Gemeindefarztes **Josef Wache**, der all diese Dinge schon von seinem Vorgänger **Dr. Mischke** übernommen hatte. Josef Wache, der mir aus meiner Volksschulzeit noch gut in Erinnerung ist, zumal er damals auch Obmann des

Ortsschulrates war, besaß nicht den akademi-

(hier eingelegt die Beilage 7)

p. 5

schen Titel eines „Doktors der Medizin“, sondern war, wie es damals noch möglich war, einfach nur „praktischer Arzt“. Er wurde aber dessenungeachtet allgemein „der Doktor“ genannt und erfreute sich wie in der Gemeinde so auch in der ganzen Umgebung der größten Wertschätzung und Beliebtheit. Er hatte die Tochter seines Vorgängers geheiratet und nach dessen Tod ging auch das **„Doktorhaus“** in der **Unteren Kirchengasse** in seinen Besitz über. Wache war meinem Schwiegervater von allem Anfang an sehr zugetan und half ihm, die neue Apotheke in die Höhe zu bringen. Beide verband zeitlich eine innige, ungetrübte Freundschaft. Mein Schwiegervater war in Mannersdorf rasch heimisch geworden und hatte auch bald zwei gute, gleichalterige und gleichgesinnte Freunde gefunden, mit denen er sich vortrefflich verstand; der eine war der immer gut aufgelegte, etwas derbe Kontrollor **Karl Stummer**, ein Be-

amter der K. u. K. Gutsverwaltung, und der andere kam fast täglich von der väterlichen Mühle Wasenbruck nach Mannerdorf herüber. Er hieß **Karl Klimpke** und war ebenfalls ein lebenslustiger Kumpan, der viel auf Geselligkeit, gemütliche Unterhaltung und ein gutes Glas Wein hielt. Klimpke hatte auch eine Schwester namens **Marie**, die er oft nach Mannersdorf oder wo es sonst eine Unterhaltung gab, mitnahm. Die beiden Geschwister kamen immer mit ihrem Wagen,

p. 6

der ihre Wohlhabenheit ganz besonders betonte; der Weg zu Fuß auf der staubigen Straße und über den **St. Donati-Hügel** erforderte wohl eine volle Marschstunde und zählte sicherlich nicht zu den Annehmlichkeiten.

Dieses fröhliche Kleeblatt spielte in der damaligen unterhaltungssüchtigen Mannersdorfer Gesellschaft eine tonangebende Rolle und war überall gern gesehen. Ihr tägliches Stelldichein war die Apotheke. Hier trafen sich die drei Junggesellen nicht nur vor ihrem Ausgang zum gemütlichen Abendschoppen, sondern sie

fanden sich auch sonst beim Vorübergehen zu einem Gläschen Cognak und einen flüchtigen Plausch ein.

Der „Kontrollor“ und der „Klimpke Karl“, wie die beiden kurz genannt wurden, waren eingefleischte Hagestolze, denn der eine, der als Gutsbeamter zu leicht versetzt werden konnte, fasste seine Mannersdorfer Dienstzeit nur als eine Episode auf, und der andere erfreute sich auf der Mühle ohnedies einer wohlgeordneten Häuslichkeit, die jeden Heimatsgedanken von ihm fernhielt. Anders stand es allerdings um meinen Schwiegervater, für den eine Ortsveränderung nicht mehr in Frage kam und der genau wusste, dass er in Mannersdorf für sein ganzes Leben sesshaft bleiben würde. Er war daher gesonnen, mit seinem Schifflein einen möglichst sicheren Ehehafen anzusteuern und sich noch in jungen Jahren des Segens einer glücklichen Ehe zu erfreuen. In der molligen

(hier eingelegt die Beilagen 8 - 11)

p. 7

„Klimpke Marie“ vermeinte er die richtige Part-

nerin zu finden. Die schöne Müllerin, geboren am **3. 1. 1860** zu **Mannersdorf No. 197 (Wasenbruck)** war acht Jahre jünger als er, häuslich erzogen, wohlgewachsen und auch in manch anderer Hinsicht begehrenswert, zumal sie über eine ansehnliche Mitgift verfügte. Gelegentlich einer Unterhaltung beim „**Schwarzen Adler**“ fragte er sie bescheiden, ob sie geneigt wäre, ihr ferneres Geschick mit dem seinigen zu verflechten. Die Marie hatte sich aber insgeheim schon für einen anderen entschieden und gestand dem Enttäuschten, dass ihre Hand nicht mehr frei sei. Mein Schwiegervater drang nicht weiter in sie, aber bald wurde offenbar, dass der glücklichere „andere“ der Arzt der **Morientaler Spinnfabrik** war, von dem leider die übelsten Gerüchte im Umlauf waren; man erzählte sich, dass kein halbwegs hübsches Fabrikmädchen vor seinen Nachstellungen sicher sei und dass er es in Herzangelegenheiten nie ernst nahm. Er hatte schon viele bedauerliche Affären hinter sich, und wie manche andere, die sich ihm anvertraut hatte, ließ er auch die ahnungslose Marie sitzen. Dieser hinwiederum ging die Sache so zu Herzen, dass sie über-

haupt nicht mehr heiratete, obwohl es ihr an Freiern nicht gefehlt hatte.

An die Klimpke Marie erinnere ich mich ebenfalls noch ganz gut, denn sie war nicht nur eine Freundin meiner Mutter, sondern auch meiner Schwiegermutter und kam oft zu Besuch in die Apotheke. Sie über-

p. 8

lebte meinen Schwiegervater und starb in hohem Alter als würdige, weißhaarige Dame.

Mein Schwiegervater nahm indes seinen Misserfolg nicht tragisch; er schweifte mit seinen Hoffnungen nicht mehr in die Ferne, sondern hielt sich an die verheißungsvolle Nähe der unmittelbaren Nachbarschaft, wo ebenfalls liebevolle Töchter erblühten. Im Nebenhouse, das dem angesehenen und reichen Kaufmann und seit **1876** auch **Bürgermeister Franz Ludescher** gehörte, gab es gleich drei hübsche heiratsfähige Töchter, und der Kaufmannsladen befand sich sozusagen Tür an Tür neben der Apotheke. Zuerst war es **Luise**, die Älteste, auf die der Apotheker seine Blicke warf, aber diese, eine üppige, stolze und kühle Schöne, verhielt

und einer geradezu paradiesischen Ruhe sowie einer ungestörten Selbst-

p. 10

ständigkeit erfreut, so wurde dies in der neuen Wohnung leider wesentlich anders. Der ständige Störefried war die zänkische Schwiegermutter. Diese begann sich aufdringlich und breitspurig in die häuslichen Angelegenheiten einzumischen, die junge Frau, ihre Tochter, in unerträglicher Weise zu bevormunden und sich bei jeder Gelegenheit mit ihrem unerwünschten Rat oder ihrem noch weniger sympathischen Tadel bemerkbar zu machen. Ihre taktlose Art und ihr streitsüchtiges Wesen machten die junge Frau, die als gehorsame Tochter alle Schikanen mit stiller Geduld ertrug und keinen offenen Widerstand wagte, oft ganz verzagt und verbittert. Ihr Gatte, der ja von früh bis spät an die Apotheke gefesselt war, erfuhr von diesen Quälereien erst im Nachhinein, bis ihm endlich die Geduld riss und er zur Wahrung des häuslichen Friedens und zum Schutze seiner Frau die Initiative ergriff. Er verbat sich kurz und bündig jedwede Einmischung und drohte seiner

Schwiegermutter sogar mit dem Verbote jedes weiteren Besuchs. Es war aber alles vergebens, und die höchst unerquicklichen Zusammenstöße zwischen dem Apotheker und seiner redengewandten Schwiegermutter mehrten sich. Da trat auch der Schwiegervater, der Bürgermeister, aus seiner Reserve und stellte sich offen auf die Seite seines Eidams. Dieser ruhige, besonnene und wackere Mann, der selbst unter dem streitbaren Wesen seiner Gatten genug zu erdulden hatte, bemühte sich, einen erträglichen Zustand herbeizuführen, aber auch er musste

(hier eingelegt die Beilagen 12 und 13)

p. 11

bald einsehen, dass da mit Worten allein nicht zu helfen sei. Er war überzeugt, dass ein Wandel zum Besseren so lange nicht zu erhoffen sei, als die Familie Tacina in seinem eigenen Hause wohne und dadurch den täglichen Besuchen seiner unerträglichen Gattin ausgesetzt sei. In diesem Hause wohnte nämlich damals auch noch die alte Mutter der Bürgermeisterin, (im rechtsseitigen Hoftrakt), und dies war Grund

genug, dass letztere, so oft es ihr beliebte, ins Haus kam. Einen Ausweg erblickte er daher nur darin, dass die Familie Tacina sein Haus verließ. Kurz entschlossen sagte er demnach eines Tages, an dem es ebenfalls heftig gewittert hatte, zu seinem Eidam: „Schau, dass du ihr so bald wie möglich aus den Augen kommst! Hier hast Du 6.000 Gulden und bau´ Dir selbst ein Haus!“ – Den Betrag legte er ihm auf den Tisch. Mein Schwiegervater ließ sich dies nicht zweimal sagen und erwarb im **Kroatenmarkt** das Anwesen des Bauern **Magschitz**, das er eben bald gegen das ihm besser zusagende Haus **No.74** des Bauern **Markowitsch** vertauschte. Dieses bestand wie alle bäuerlichen Gehöfte aus einem langgestreckten Trakt, der seine schmale giebelseite der Straße zukehrte, einem geräumigen Hof, einer Scheune und dem bis an die Jägerzeile reichenden Obstgarten. Der Bau des neuen Hauses wurde einem Wiener Baumeister übertragen. Das alte wurde bis auf die Grundmauern abgebrochen und an seiner Stelle entstand ein ein-

p. 12

stöckiges, ganz modernes Wohngebäude mit hohen Fenstern und lichten, freundlichen Räumen. Der ebenerdige lange Hoftrakt mit den Wirtschaftsräumen wurde nicht wiedererrichtet. Erhalten blieb nur die Scheune, die jedoch anstelle des alten, morschen Schindeldaches mit Ziegeln gedeckt wurde.

Das neue Haus, noch heute das schönste im ganzen Ort, wurde **1892** von der Familie meines Schwiegervaters bezogen und sieht jetzt noch genauso aus wie damals. Nur im Inneren wurden im Laufe der Zeit einige geringfügige bauliche Veränderungen vorgenommen. Im Erdgeschoß liegen die Toreinfahrt, die sogenannte Materialkammer, die Apotheke und ein zweifensteriges Zimmer. Aus letzterem führte ursprünglich eine schmale und steile eiserne Wendeltreppe in das Schlafzimmer im 1. Stock hinauf. Sie wurde später verlegt und mündete hierauf in das hofseitig gelegene „Kinderzimmer“, wie sie noch heute erhalten ist. An die Apotheke schließt sich an der Hofseite das Laboratorium an, und neben diesem lagen ein Kabinett (heute eine kleine Küche) und eine Waschküche (heute ein Kabinett).

Im Stockwerk befinden sich die Wohnräume, u. zw. an der Gassenfront 3 zweifenstrige Zimmer und hofwärts ein Vorzimmer. Die Küche und das „Kinderzimmer“, das 1931, als der jüngste Sohn, **Alexander**, heiratete, in einen Ankleideraum (ohne Fenster) und ein Dienstbotenzimmer geteilt wurde.

(hier eingelegt die Einlagen 14 und 15)

(In die handschriftlich geschriebenen Blätter eingeklebt, nicht paginiertes Zwischenblatt mit dem handgezeichneten Grundriss des Grundstücks, mit Schreibmaschine beschriftete Bezeichnungen, Gebäude gelb angelegt, Fenster blau, Türen rot, Obstgarten türkisgrün. Am rechten unteren Rand mit schwarzer Tinte unterschrieben: „Schatek, Oberst, 13. 1. 1940“)

p. 13

Über der Einfahrt, u.zw. an der Hofseite, liegt noch ein Kabinett mit einem separierten Eingang, das als Fremdenzimmer diente, fallweise aber auch vermietet wurde. Jetzt ist es das Wohnzimmerchen meiner Schwägerin **Lizzi**.

Das Kinderzimmer war sehr licht, sonnig und freundlich und bot eine prächtige Aussicht auf die „Platte“, den grünen Nordhang des Leitagebirges. Es war der angenehmste Raum des ganzen Hauses und wurde daher auch immer als Speisezimmer und allgemeiner Aufenthaltsort sowie als Arbeitszimmer benützt. Hier mündete auch die früher erwähnte Wendeltreppe (nach ihrer Verlegung) in einem schrankähnlichen „Kobel“, der sich neben dem eisernen Ofen in eine Ecke schmiegte, und auf einem niedrigen Podium beim rechten Fenster stand die Nähmaschine. Manchen Winter wurde auch das Klavier in dieses Zimmer transportiert.

Die gassenseitige Längshälfte des Hauses ist mit Ausnahme der Toreinfahrt unterkellert. Der ganze Keller bildet einen einzigen großen, ziemlich hellen Raum. Er enthält als seltene Merkwürdigkeit eine etwa 1m tiefe ausgemauerte ergiebige Quelle, die von leider nicht trinkbarem, aber sehr klarem Grundwasser gespeist wird und fast jeden Tag ausgepumpt werden muss. Es kam nicht gerade selten vor, dass bei plötzlichem Ansteigen des Grundwasserspiegels die offene Quelle den Keller über Nacht 1/2 m

hoch überschwemmte. In dieses „Bründl“ war ursprünglich eine

p. 14

kleine Pumpe mit einem Handhebel eingebaut, und ein Steigrohr führte zum Rinnsal der Straße hinauf. Die Steigleitung war übrigens häufig verstopft und die Pumpe unbrauchbar. Sie wurde daher schließlich entfernt und durch keine neue mehr ersetzt. Aus meiner Volksschulzeit erinnere ich mich gut, dass ich wiederholt meinen damaligen Schul- und Spielkameraden Gustav und Paul geholfen habe, das Wasser aus dem überfluteten Keller mit Eimern, Gießkannen und Schaffeln in den Hof hinaufzutragen und in die Rinne zu gießen.

Die ganze Grundfläche zwischen dem Hause und der Scheune war ursprünglich in zwei gleiche Teile geteilt; die vordere Hälfte nahm der Hof und die rückwärtige der Gemüsegarten ein. Der Hof war mit Leitasand beschottert und mit zahlreichen Obstbäumen, vorwiegend Äpfeln verschiedener edler Sorten, bestanden. Es gab aber auch mehrere veredelte Birnbäume, einen Pflaumenbaum mit auffallend großen schmack-

haften Früchten, und an der Hofmauer neben der Einfahrt stand sogar ein Feigenbaum. Alle diese Bäume hat mein Schwiegervater gepflanzt und veredelt. An ihrer Pflege ließ er nichts fehlen, und sie vergalten es ihm in reichstem Maße. Während die Birnen und Pflaumen frisch verzehrt oder eingekocht wurden, wurden die besten, ausgesuchten Äpfel

(hier eingeklebtes, nicht paginiertes Zwischenblatt mit den handgezeichneten – Tusche, Fenster hellblau angelegt, Türen rot angelegt – Grundrissen des Wohnhauses im Maßstab 1:100, mit Schreibmaschine beschriftete Raumbezeichnungen, am rechten unteren Rand mit blaugrauer Tinte unterschrieben: „Schatek, Oberst, 13. 1. 1940“)

p. 15

im Keller auf Stellagen aufbewahrt und täglich kontrolliert. Dank der Sorgfalt meines Schwiegervaters waren Äpfel bis Ostern im Hause vorhanden.

Mein Schwiegervater war ein großer Vogelfreund. Um recht viele Vögel anzulocken, streu-

te er ihnen im Winter auf der Platte des im Hofe nahe beim Haus stehenden steinernen Tisches reichlich Futter. Hatte es geschneit, so säuberte er die Platte vom Schnee, und mit großem Vergnügen sah er dem hungrigen Völkchen zu, das lärmend den Tisch umflatterte.

Mitten im Hofe stand ein „Lusthaus“. Dieses Häuschen war aus Holz gezimmert und besaß in jeder Wand, auch in der Tür, ein Fenster mit Jalousien. Die Einrichtung bestand aus einem Tisch und einfachen Gartensesseln. In späterer Zeit wurde das Häuschen an die Hofmauer nach links versetzt, und der damalige Postmeister Hans Schäffer schmückte die Rückwand, nämlich die Mauer, mit einem ganz hübschen Bild, das das ehemalige Einsiedlerkloster in der Wüste darstellte. Das Lusthaus, das der liebste Spielplatz der Kinder war, dürfte etwa 20 Jahre bestanden haben. Es verfiel allmählich und wurde, als es ganz zur Ruine geworden war, abgebrochen.

Neben dem stets geschlossenen Hoftor der Einfahrt stand, dicht an die Hofmauer gerückt, eine große Hundehütte, die dem jeweiligen gutmütigen Bernhardiner oder Neufundländer als Un-

terschlupf diente. Mein Schwiegervater hatte eine Vorliebe für große Hunde, und stets

p. 16

war ein solcher als treuer Wächter und nicht zuletzt als Gespiele der Kinder im Hause.

Im rechten rückwärtigen Winkel des Hofes stand die Waschküche, ein kleines gemauertes Häuschen, das an die Hofmauer angebaut war und den Brunnen und einen Kesselherd enthielt. In jeder Seitenwand befand sich ein schmales Fenster. Vom Brunnen lief eine unterirdische Wasserleitung in die Küche im Stockwerk des Wohnhauses, und eine oberirdische speiste einen Wasserbehälter im Gemüsegarten. Im Laufe der Zeit gingen beide Leitungen mangels sachgemäßer Pflege zugrunde. Selbst das so festgefügt gewesene Waschhäuschen verfiel immer mehr, und da es nach dem **Erdbeben** vom **Oktober 1927** einzustürzen drohte wurde es **1931** abgetragen.

Längs der rechten Hofmauer, zwischen dem Wohnhause und der Waschküche, ließ mein Schwiegervater eine Kegelbahn anlegen, die sich hinsichtlich ihrer Güte mit jeder anderen

im Orte messen konnte; sie hatte eine betonierte Bahn, und zum Kegeln dienten mehrere verschieden große Kugeln aus Kautschuk. Die Rücklauftrinne war an der Hofmauer angebracht. Die Kegelbahn war oft der Sammelpunkt einer vergnügten Gesellschaft, die sich hier an gewissen Tagen traf und oft bis in die Dämmerung hinein prächtig unterhielt. Im Laufe der Jahre verfiel auch die Kegelbahn und seit einem Jahrzehnt ist sie ganz ver-

p. 17
schwunden.

Der Gemüsegarten erstreckte sich bis an die Scheune. Ein von Ribishecken gesäumter Kiesweg führt durch die Mitte, und an den beiderseitigen Mauern zogen sich Weinspaliiere hin. Auch in den Gemüsebeeten standen einige Obstbäume, sogar ein Mandelbaum und eine sehr reich tragende Quitte. Links des Mittelweges befand sich unmittelbar an der Scheune und hinter Fliedergebüsch versteckt die Müllgrube. An die Scheune war eine sogenannte „Ohml?ke“ angebaut, die zur Aufbewahrung der Gartengeräte diente.

Als großer Rosenfreund hatte mein Schwiegervater in den Beeten des Gemüsegartens auch mehrere Rosenbäumchen gesetzt und liebevoll gepflegt. Er hatte sie als wilde Stämmchen im Walde geholt und im Garten veredelt. Viel Mühe gab er sich auch mit der Kultur von Spalierobst. die Bluenzucht hingegen war die Domäne meiner Schwiegermutter, die die Zimmer gern mit duftenden und bunten Sträußen schmückte. Die Scheune diente als Brennholzlager, Kisten-depot und Hühnerstall. Über der Tenne hing an einem Querbalken des Dachstuhles eine Schaukel mit zwei Sitzbänken, die bei den Kindern sehr beliebt war. Sie hatte viel Ähnlichkeit mit den schwebenden Coupés eines Ringelspiels. Später wurde sie in den Obstgarten verlegt, und als auch die jünsten Kinder erwachsen waren, wurde sie demoliert und verheizt. Hinter der Scheune dehnt sich der lang-

p. 18
gestreckte Obstgarten bis an die Jägerzeile aus. Er war eigentlich eine Wiese mit vielen Zwetschenbäumen und einigen Apfelbäume, die alle noch aus der früheren Zeit stammten und sehr

ertragreich waren. Die den Garten beiderseits begrenzenden dichten Hecken ließ mein Schwiegervater durch Drahtgitter unpassierbar machen. In den Hecken stehen von alters her noch heute einige Dirndlbäume und rechts vom Gartentor, dicht an der Mauer, erhebt sich ein großer Maulbeerbaum, an dessen süßen Früchten wir Jungen uns oft mit Behagen labten und dessen Laub wir als Futter für unsere Seidenraupen pflückten. Im Schatten eines Dirndlbaumes ließ mein stets auf das Vergnügen seiner Kinder bedachte Schwiegervater einen kleinen Tisch und eine Bank mit Steinsockeln aufstellen. Die Holzteile sind längst verschwunden, doch die unverwüstlichen Sockel stehen heute noch. Gegen die Jägerzeile hin ist der Garten durch eine Mauer mit einem zweiflügeligen Tor abgeschlossen. Das Gras des Gartens, das immer mehrere Fuder ergab (Anm. Transkript: Das Maß wurde für Heu, Erz, Kohle oder als Wiesenmaß – Fläche, die ein Fuder, bzw. eine Fuhre Heu lieferte – verwendet.), verkaufte mein Schwiegervater alljährlich an irgend einen Bauern, der es dann selbst mähte und wegführte. Von all den vielen Obstbäumen steht heute fast keiner mehr,

mein jünster Schwager **Alexander** hat sie vor seiner **Heirat 1931**, als er beabsichtigte, sie durch neue zu ersetzen, alle fällen lassen. Jetzt ist der Garten völlig leer.

An die Scheune war das Bienenhaus, ein einfacher Holzbau mit Dzierzonstöcken (Anm. Transkript: damals neue Form von Bienenstöcken, nach Jan Dzierzon), an-

p. 19

gebaut, und im Grase vor der Hütte war eine flache steinerne Mulde als Wasserbehälter für die Bienen eingelassen. Dieser Stein ist noch heute als letzter Rest des längs verschwundenen Bienenstandes vorhanden.

(Leerzeile)

Aus dem Gesagten geht hervor, dass das neue Haus aufs modernste, praktischste und beste eingerichtet war und alle Voraussetzungen für ein beschauliches und stilles Glück bot. Die Hoffnungen jedoch, die mein Schwiegervater in das neue Heim gesetzt hatte, erfüllten sich sobald nicht, denn die unleidlichen Einflüsse der

bösen Schwiegermutter, denen er zu entgehen dachte, fanden hier ihre Fortsetzung. Es kam abermals zu vielen Misshelligkeiten, bis endlich die Zeit mit mancherlei Schicksalsschlägen Wandel schuf und die alte, friedlose Frau Mannersdorf verließ und nach Wien übersiedelte.

(Leerzeile)

Was ich bisher niederschrieb, stammt zum Teil aus meiner eigenen Erinnerung, zum Teil aus Mitteilungen der „Tante **Serafine**“, die ja meinen Schwiegervater seit der Eröffnung der Apotheke kennt.

Wie schon früher angedeutet, kannte ich meinen Schwiegervater seit meinen ersten Volksschuljahren und kam oft in sein Haus, da seine beiden ältesten Söhne **Gustav** und **Paul** meine Jugendgespielen waren. Dass der Herr Apotheker einmal mein Schwiegervater werden würde, konnte ich damals natürlich nicht ahnen. Ich hatte vor ihm einen heillosen Respekt,

p. 20

und seine sechste und jüngste Tochter, die mei-

ne Frau wurde, war noch lange nicht geboren. Gustav und ich hielten auch als Studenten treu zusammen, bis uns das Berufsleben, das ihn als Arzt nach Trautmannsdorf und mich als Offizier nach Graz, Galizien und Kroatien verschlug, vorübergehend aber nur äußerlich, trennte. Erst **1911**, als ich gelegentlich eines mehrwöchigenurlaubes bei meiner Tante **Theresia Spindler** in **Sommerein** weilte, und meinen Freund Gustav in **Trautmannsdorf** besucht hatte, kam ich wieder mit der Familie Tacina in nähere Berührung. Diese hatte sich inzwischen, obwohl zwei Töchter im Kindesalter gestorben waren – **Alice** und **Edith** – um vier weitere Kinder, nämlich eine zweite **Alice, Frieda, Alexander** und **Anna**, vermehrt. Von nun an kam ich jedes Jahr, mit Ausnahme des Sommers 1914, dem Ausbruch des Weltkrieges, auf Besuch, bis ich **1920** als Schwiegersohn in die Familie aufgenommen wurde.

(Leerzeile)

Im Folgenden gebe ich das Lebensbild meines Schwiegervaters so wieder, wie ich es selbst er-

lebt habe.

Er war in der Zeit seiner Vollkraft, die sich mit meiner Jugendzeit deckt, ein schöner Mann von mittlerer Größe und ebenmäßiger Gestalt. Ein rötlichblonder Vollbart umrahmte sein edel geschnittenes Antlitz und verlieh ihm einen würdevollen Aus-

(hier eingelegt die Beilage 16)

p. 21

druck. Aus seinen klaren hellblauen Augen leuchteten Güte und Intelligenz, und seine ganze Erscheinung, seine Haltung, besonders aber seine Sprache und seine Ausdrucksweise verrieten, dass man es mit einem Manne von ganz besonderer Prägung zu tun hatte. Sein volles Haupthaar war immer leicht gewellt und ergraute erst im hohen Alter.

Er sprach ein vorzügliches, gewähltes, grammatikalisch tadelloses und vollkommen dialektfreies Deutsch, von dem man sofort merkte, dass er kein Niederösterreicher war. Den ortsüblichen Dialekt verstand er sehr gut, aber er erlernte ihn nie. Er hat sich auch nie bemüht, ihn

anzuwenden. Er war seiner Muttersprache nach eben ein Pole und hatte die deutsche Sprache erst im Gymnasium gelernt. Sein ganzes fernere Leben in urdeutscher Umgebung hatte es mit sich gebracht, dass er die polnische Sprache, die er ja niemals mehr hörte, allmählich vergaß. Als ich in den Jahren 1910 und 1911 beim k. u. k. Infanterieregimente No 40 in einem ganz polnischen Truppenkörper, in Nisko am San und in Debica in Galizien diente und selbst etwas polnisch gelernt hatte, versuchte ich einmal, mit ihm in seiner Muttersprache zu reden. Es ging aber nicht; seine Kenntnisse waren gänzlich versiegt und das Ende unserer Unterhaltung war, dass wir beide Talmipolen herzlich lachten. In Mannersdorf nannte man ihn einfach einen Schlesier.

Er lebte ganz seiner Familie und war

p. 22

am liebsten zu Hause. Wenn er ab und zu abends in ein Gasthaus ging, so geschah dies nur aus geschäftlichen Rücksichten. Ein regelmäßiger Dämmerschoppen bei Wein, Bier und Kartenspiel lockte ihn nicht. Es war übrigens

auch sein Pflichtgefühl, das ihm nicht gestattete, sich stundenlang von der Apotheke fernzuhalten, weil ja der Kundendienst seine Anwesenheit auch bei Nacht erheischte. Was man im gewöhnlichen Geschäftsleben „Feierabend“ nannte, war ihm eigentlich unbekannt. Sein Haus war indessen sehr gastlich und vereinte in seinen Räumen oder bei der Kegelbahn oft viele Gäste, denen sich allerdings hauptsächlich seine liebenswürdige Gattin widmen musste, wenn ihn nicht gerade die Ruhe eines Sonn- oder Feiertages seine Anwesenheit im fröhlichen Kreise erlaubte. Seine Gebundenheit ans Geschäft gestattete ihm auch nicht, das er bei anderen befreundeten Familien Besuche machte oder zu Gaste war. Er liebte übrigens solche Besuche nicht, und daher kam es äußerst selten vor, dass er im Bratenrock und mit weissen Handschuhen an der Seite seiner Gattin auf Besuchstournee zu sehen war.

Da er wochentags von 7 Uhr früh bis 12 Uhr mittags und nach einer nur halbstündigen Pause bis 8 Uhr abends im Geschäfte stand, so blieb ihm nur der Nachmittag der Sonn- und Feiertage zur Erholung. An Sonn- und Feiertagen

war die Apotheke nur vormittags geöffnet. Mit der Pünktlichkeit eines

p. 23

Uhrwerks öffnete er täglich den Rollladen der Geschäftstür, was häuserweit zu hören war, und die Nachbarn und die eben Vorübergehenden wussten, dass es jetzt, ob Sommer oder Winter, 7 Uhr sei; seine Pünktlichkeit war ortsbekannt und geradezu sprichwörtlich.

Zum Frühstück nahm er wie auch zur Jause nur eine Schale Tee mit Cognac und dazu aß er ein Kipfel oder eine Semmel. An Kaffe gewöhnte er sich erst im Alter. Als Liebhaber eines pikanten Gabelfrühstückes mit einer Flasche Bier hatte er stets einen Vorrat von kleinen geräucherten Fischen wie Sprotten und Aalen, die er kistenweise direkt aus Kiel bezog, sowie Sardinen und verschiedene Schachtelkäsesorten im Keller. Den Biervorrat zog er sich gewöhnlich selbst in Flaschen ab. Schlag 12 Uhr erschien er zum Mittagstisch, der auf die Minute gedeckt sein musste, und wenn er sich niedersetzte, musste die Suppe aufgetragen werden, denn zum Warten hatte er keine Zeit. Ebenso pünktlich stellte

er sich zur Jause und zum Nachtmahl ein. Beim Nachtmahl, das er schon um 6 Uhr einzunehmen pflegte, war er immer allein. Die anderen speisten erst eine Stunde später. Er liebte die Fleischkost und aß daher auch abends täglich Fleisch; gewöhnlich war es ein Schnitzel mit Preiselbeeren oder einem anderen Kompott. Für ein kaltes Nachtmahl hatte er nichts übrig und Dauerwürste mochte er überhaupt nicht. An den freien Nachmittagen der Sonn- und Feiertage verschaffte er sich durch weit-

p. 24

ausholende Spaziergänge ins Leitagebirge die nötige Bewegung in der frische Luft, Entspannung und Erholung. Anfangs, als die Kinder noch kleiner waren, waren es Familienausflüge, die sich aber nur bis in die Wüste erstreckten; gewöhnlich ging er jedoch allein. Um 2 Uhr nm. brach er auf und zum Abendessen kehrte er wieder zurück. Da er auch bei unsicherem Wetter nicht auf seinen Spaziergang verzichten wollte, so war er stets mit einem lichtgrauen Allwetterschirme und im Herbst überdies mit einem Lodenmantel ausgerüstet. Zur Orientierung im

Gelände besaß er eine schon sehr abgegriffene Spezialkarte, aber er nahm sie in späteren Jahren nie mehr mit, weil er ihrer nicht mehr bedurfte. Durch diese regelmäßigen Ausflüge war er im Laufe der Jahre mit dem Leitagebirge so vertraut geworden, dass er buchstäblich jeden Weg und Steig, jede Schneise, jeden Graben und jede Quelle bis in die Reviere von Breitenbrunn, Purbach und Donnerskirchen kannte. Vielbegangene Wege liebte er indessen nicht; er hielt sich vielmehr an schmale Jägersteige und verborgene halbverwachsene Pfade, die von Sonntagsausflüglern gemieden wurden. Es gab keinen Förster und keinen Jäger in Mannersdorf und Umgebung, der im Walde so gut Bescheid gewusst hätte wie er. Er liebte den Wald so sehr, dass er seinen meist einsamen Spaziergängen ins rauschende und raunende Grün so lange

p. 25

treu blieb, bis ihn die Gebrechlichkeit des Greisenalters wieder an die Stube fesselte. Es ist eigentlich verwunderlich, dass ihn der Hang zur Waldläuferei nicht auch zur Jagdliebberei

geführt hat. Merkwürdigerweise fand er aber am Waidwerk keinerlei Gefallen. Er besaß zwar ein Flobertgewehr, doch zu diesem griff er nur dann, wenn die Spatzenplage in seinem Gemüsegarten überhand nahm und das braune Gesindel die Singvögel verscheuchte. Dann dezimierte er in einer halben Stunde das gefiederte Völkchen und ließ sich durch seine Gattin ein schmackhaftes Spatzengulyás bereiten.

Bei seinen Waldgängen verband er in der schönen Jahreszeit stets das Angenehme mit dem Nützlichen, indem er Heilkräuter aller Art sammelte, deren Blütezeit und Standorte er genau kannte. Er war nämlich ein Apotheker der guten alten Schule, der seine Heilkräutlein und Tinkturen noch selbst aus den Blüten und Blättern heraus destillierte.

Er war nicht allein ein vorzüglicher Botaniker, sondern überhaupt ein Naturfreund von nicht alltäglichem Format, und es machte ihm ein Vergnügen, uns wißbegierige und aufmerksame Schuljungen – damit meine ich Gustav und mich – an seinem weisen Wissen teilnehmen zu lassen. Wie er uns mit den heimischen Pflanzen in Wald und Feld vertraut machte, so führte er

uns auch in das vielgestaltige Leben der Insektenwelt ein.

Er enthüllte uns die Wunder und Geheimnisse

p. 26

der Metamorphose, leitete uns an, aus verschiedenen Raupen Schmetterlinge zu züchten und half uns, eine Käfer- und eine Schmetterlingssammlung anzulegen. Ich erinnere mich noch gut, wie wir Raupen des Nesselfalters, des Trauermantels, des Schwalbenschwanzes und des Nachtpfauenauges in gut behüteten Schachteln fütterten, wie wir die Verpuppung beobachteten und uns schließlich freuten, wenn die fertigen Schmetterlinge ausschlüpften. Ähnlich war es mit den Wassermolchen und Feuersalamandern, die wir auf seine Anregung in der „**Ziegelacke**“ im Walde fingen, um ihr Wachstum und ihre Häutungen zu beobachten. Wir hatten diese Tiere in wassergefüllten Gurkengläsern in der mütterlichen Küche stehen, verfolgen mit höchstem Interesse die geheimnisvollen Vorgänge und gaben sie schließlich in Spiritus. In anderen Gläsern fütterten wir Eidechsen, Laubfrösche und sogar eine große Ringelnatter. Die

Mutter war über die Benützung ihrer Gläser gerade nicht sehr erbaut, aber sie ließ mich gewähren.

Zur selben Zeit verschaffte uns mein späterer Schwiegervater auch Seidenraupeneier von der „**alten Schäfferin**“ im **Kroatenmarkt**, die sich mit der Seidenzucht befasste, und unterrichtete uns in der Aufzucht der Räumchen. Gustav hatte seine Zucht in einer flachen Kiste in der väterlichen Scheune und ich in unserer Salzkammer im Gottschyhaus, wo wir damals wohnten (s. p. 9, Anm.). Die Fütterung der glatten grauen Raupen, ihr rasches Wachstum,

p. 27

ihre Gefräßigkeit und schließlich ihre Verpupfung, der wir mit gespannter Aufmerksamkeit folgten, bereiteten uns viel Vergnügen und wir oblagen mit großer Hingabe ihrer Pflege.

Dank seiner Vertrautheit mit der Natur kannte mein Schwiegervater auch jeden Vogel in Garten und Wald, und er ließ keine Gelegenheit vorbegehen, uns auf jeden einzelnen aufmerksam zu machen. Als großer Vogelfreund streute er, wie ich schon sagte, im Winter reichlich Futter

für die frierende und hungernde Schar, und im Laboratorium hatte er einen geräumigen Käfig mit einem Gimpelpaar stehen, das er sorgsam pflegte. Eine Goldamsel, der er die Schwingen gekürzt hatte, hüpfte zur Freude der Kinder munter in der ganzen Wohnung herum. Dieser Pirol war überhaupt ein höchst merkwürdiger Vogel; er hatte nämlich mit der Katze, die sich ebenfalls meistens in der Wohnung aufhielt, eine innige Freundschaft geschlossen und befand sich immer in ihrer Gesellschaft. Er fraß mit ihr gemeinsam aus demselben Futternapf und ließ sich von ihr hinter dem Schnabel ablecken. Die beiden schliefen auch gemeinsam und dabei legte der Vogel sein Köpfchen auf das weiche, warme Fell der Katze. Spielte die Frau Apotheker auf dem Klavier, so setzte sich die Katze auf den Deckel des Instrumentes und die Amsel spazierte auf der Tastatur herum. Auch Krähen mit beschnittenen Flügeln waren wiederholt im Hause. Geriet eine auf ihren Entdeckungsreisen in einen Nachbarhof, dann suchte sie

p. 28

mein Schwiegervater von Haus zu Haus bis er sie gefunden hatte. Einst nistete ein Kohlmeisenpaar unter einer Spargelglocke im Gemüsegarten. Bald hatte sie mein Schwiegevatervater entdeckt, und er behütete sie mit Argusaugen. Seinen Kindern gebot er strenge, sie ja in ihrem Brutgeschäft nicht zu stören. Als die jungen aber ausgeschlüpft waren, zeigte er sie ihnen, wobei er die Spargelglocke mit größter Behutsamkeit und geradezu fraulicher Zartheit abhob, um den im Neste sitzenden Vogel nicht aufzuscheuchen. Unter seinen Pfleglingen befand sich ferner eine kleine griechische Landschildkröte, die den Kindern durch viele Jahre ein geduldiges Spielzeug war. In der schönen Jahreszeit wanderte sie langsam und lautlos im Hof und Garten herum, und ihren Winterschlaf hielt sie in Gesellschaft eines Igels im Keller, bis die linden Märzlüfte beide wieder zu neuem Leben wachriefen.

Mein Schwiegervater unterwies uns bei der Anlegung eines Herbariums, wie er uns ja auch beim Präparieren der Käfer und Schmetterlinge für unsere Sammlungen behilflich war. Auch die Anregung zum Briefmarkensammeln ging von

ihm aus. Er spendete uns auch die ersten Marken, die wir in unsere selbstangefertigten Sammelhefte einklebten, und alle fremden Marken seiner ausgedehnten Korrespondenz fanden den Weg zu uns.

Außer Sonntags in den Wald kam er äußerst selten aus dem Hause. Er hatte nie

p. 29

Urlaub und niemals Zeit für eine, wenn auch noch so bescheidene Erholungsreise. Selbst die Einkaufsfahrten nach Wien, die zur Ergänzung des Arzneimittelvorrates von Zeit zu Zeit notwendig waren, überließ er seiner Gattin, die diese Gelgenheit gleich auch zu anderen Besorgungen benützte und dazu gewöhnlich die Kinder mitnahm. Mein Schwiegervater war auch nie ernstlich krank und daher gab es keinen Tag, an welchem die Apotheke geschlossen gewesen wäre oder er einen Vertreter gebraucht hätte. Er stand daher tatsächlich bis zur Verpachtung der Apotheke im Jahr 1922, also durch 44 Jahre, tagtäglich von früh bis abends im Joch. Ein arbeitsreiches Leben!

An Äußerlichkeiten hing er nicht und hielt da-

her auch auf seine eigene äußere Erscheinung nicht sonderlich viel. Die jeweils herrschende Mode war ihm gänzlich gleichgültig. Sein Anzug war wohl sauber und in Ordnung, doch auf „Sitz“ und Bügelfalte legte er keinen Wert. Das Atelier des ortsansässigen Schneidermeisters **Franz Zayda** in der Hauptstraße genügte seinen bescheidenen Ansprüchen vollkommen. An heißen Sommertagen verzichtete er – zum Mißfallen seiner Gattin – gern auf den Schmuck eines gestärkten Kragens und einer Krawatte, und auch für Hüte empfand er keine besondere Vorliebe; er trug am liebsten keinen, außer bei seinen Waldgängen, doch war er zuhause und in der Apotheke selten

p. 30

ohne sein schwarzes Hauskäppchen zu sehen, das, aus Kloth angefertigt, etwa vier Finger hoch und kreisrund war und keinen Schirm hatte. Für Politik hatte er nichts übrig. Er verschrieb sich niemals einer Partei, hielt sich dem politischen Leben gänzlich fern und bewahrte sich dadurch klugerweise die ihm als Geschäftsmann am meisten dienliche Unabhängigkeit und Frei-

heit. Seine einzige politische Tätigkeit bestand darin, dass er seiner Wahlpflicht genügte und gegebenenfalls zur Urne schritt. Er konnte es indessen nicht verhindern, dass er einmal in den Gemeinderat gewählt wurde. Es war dies zu Beginn der Achtzigerjahre, als eben in der Bevölkerung der Wunsch wach wurde, Mannersdorf durch eine Eisenbahn mit der Außenwelt in Verbindung zu bringen, um dessen Schätze an Getreide, Holz, Wein und Obst, vornehmlich aber seinen seit alters her berühmten Kalkstein leichter und mit mehr Gewinn absetzen zu können. Mit allem Eifer trat mein Schwiegervater in den zu diesem Zwecke abgehaltenen Beratungen und Sitzungen für die ersehnte **Bahnlinie Schwechat-Mannersdorf** ein, und es ist nicht zum geringsten Teile seinen Bemühungen zu danken, dass diese Lokalbahn tatsächlich gebaut und **1884** dem Verkehr übergeben wurde. Sein entscheidender Einfluss wurde leider nur allzubald vergessen, und die heutige Generation weiß von seinem hervorragenden Verdienst überhaupt nichts mehr.

Ebenso beharrlich und erfolgreich bemühte er

p. 31

sich um die Errichtung der **Perlmooser Zementfabrik** in Mannersdorf, die seither zu einer der größten auf dem Kontinente geworden ist. Ihre Begründer waren die Gebrüder **Leube** aus dem deutschen Reiche, von denen einer sogar im Hause meines Schwiegervaters wohnte und später das **Ludescherhaus** in der Jägerzeile kaufte (s. p. 9, Anm.).

(Leerzeile)

Für literarische Genüsse hatte mein Schwiegervater weder Zeit noch Lust. Seinen Bedürfnissen an geistiger Nahrung genügten die Tageszeitung und eine periodische pharmazeutische Zeitschrift. Einen Roman oder einen Novellenband habe ich nie in seinen Händen gesehen. Doch scheint er Interesse für Entdeckungsreisen gehabt zu haben, denn er las, wie ich mich aus meiner Volksschulzeit erinnere, damals das Reisewerk des österreichischen Afrikaforschers **Dr. Emil Holub** „Von Kapstadt ins Land der Maschukulume, 1883-87“ und „Die österr. ung. Nordpolexpedition, 1869-74“ von **Julius Payer**.

Es muss damals zum guten Ton gehört haben, diese Werke zu kennen, denn sie wurden sogar in Mannersdorf von allen Gebildeten gelesen, und einige waren, da sie auch in Heften erschienen, auf diese Forschungsberichte abonniert. Mein Schwiegervater hatte sich diese Werke ausgeborgt, und immer lagen einige Hefte auf seinem Tisch in der Apotheke, um in Geschäftspausen darin zu lesen. Gustav und ich hatten schon manches von diesen Reisen gehört und waren natürlich auf die von den Erwachsenen vielbesprochenen Abenteuer neugierig. Gustav entführte daher seinem

p. 32

Vater ein Heft nach dem anderen, und mir verschaffte sie meine Mutter von der uns befreundeten Familie **Leitner**. Wir Buben waren bald ganz im Banne dieser Werke und so begeistert, dass wir selbst auf Entdeckungsreisen auszogen, u. zw. im Sommer wie unser Vorbild Holub auf unbekanntem Pfaden bis zur geheimnisvollen Quelle des Schweingrabens und im Winter wie die Nordpolfahrer Payer und Weyprecht mit unseren Schlitten auf die tiefverschneiten Felder.

Auch auch den erwachsenen Lesern war etwas hängen geblieben, denn die männlichen Ver ehrer dieser Forscher kleideten sich damals so ähnlich wie diese und gaben dadurch ihrer Be geisterung für deren Leistungen am Zambesi und in der Arktis Ausdruck. So trugen die Ho noratioren und jene, die sich dafür hielten, im Sommer weiße Leinenanzüge und bastgefloch tene, leichte Tropenhelme und im Winter hohe Stiefel und dicke Pelzmützen, deren aufgestell ter Rand über die Ohren heruntergezogen wer den konnte.

Mein Schwiegervater, sein Freund Dr. Wache und der wohlbeleibte Rasierer **Gylua Lakatos**, der übrigens als dilettierender Schauspieler und Tenorist eine gewisse Rolle spielte, gehörten auch zu diesen Fanatikern. Ich kann mich noch sehr gut an diese Zeit und an das Aufsehen, das die Tropenhelme machten, erinnern. Als der Rausch der Forscherbegeisterung verflo gen war, standen die mächtigen Stiefel meines Schwiegervaters viele Jahre unbenützt hinter der eisernen Tür der Bodenstiege, bis Gustav als Oktavaner in den Sommerferien ! den Ver such

p. 33

machte, sie zu tragen. Sie waren ihm aber zu groß, zu schwer und zu unbequem, und so stellte er sie wieder in den dunklen Winkel der Vergessenheit.

Obwohl mein Schwiegervater auf dem Bücher markt nicht bewandert war, so verstand er es dennoch, seine Söhne Gustav und Paul zu Weihnachten mit vortrefflichen Jugendbüchern zu beschenken. Um eine gute Wahl treffen zu können, ließ er sich von verschiedenen Wiener Buchhandlungen Prospekte zusenden. An das Buch „Entdeckungsreisen in Feld und Flur“, das Gustav einst bekommen hatte und das wir bei de mit Begeisterung lasen, erinnere ich mich noch sehr gut.

Der Bücherschatz meines Schwiegervaters war nicht sonderlich reich. Er bestand aus einem großen Brockhaus´schen Lexikon, dem André´ schen Handatlas, einem Bilderatlas der drei Naturreiche und aus einigen gebundenen Jahr gängen einer illustrierten Familienzeitschrift, an deren Namen ich mich nicht mehr erinnere. Der große André, besonders aber das bilderreiche Familienblatt übten auf Gustav und mich in un-

serer Volksschulzeit eine große Anziehungskraft aus und wir verbrachten manche Stunde mit diesen Folianten, wobei wir gewöhnlich bäuchlings auf dem Fußboden lagen.

(Leerzeile)

In seinen jüngeren Jahren und auf der Höhe seines Schaffens war mein Schwiegervater ein tüchtiger, umsichtiger und

p. 34

praktischer Hauswirt; er kümmerte sich um die Instandhaltung aller Baulichkeiten, um die Pflege des Obstgartens, um die Bestellung der Gemüsebeete und betrieb eine mustergiltige Hühner- und Bienenzucht. Den Obstgarten betreute er allein und sicherte sich eine reiche Ernte durch sachgemäßes Beschneiden und Düngen der Bäume sowie durch fleißiges Abraupen. Die fehlerfreien Früchte lagerte er selbst im Keller ein, und täglich hielt er Nachschau, wobei er immer jene ausschied, die verspeist oder verkocht werden mussten. So trug er dafür Sorge, dass ganzen Winter hindurch frisches Tafelobst

im Hause war. Zum Dörren von Zwetschken, deren der Garten jeden Herbst eine schwere Menge lieferte, hatte er den oberen Teil des Herdaufbaues in der Küche zu einer Obstdörre ausgestalten lassen; sie war die einzige im ganzen Ort. Das Dörren besorgte er selbst. Stets reichte der Vorrat bis tief ins nächste Jahr hinein. Mein Schwiegervater kelterte auch einen vorzüglichen Ribiselwein, der bei den Gästen ungemein beliebt war.

Im Gemüsegarten, der den Hausbedarf reichlich deckte, verstand er sich trefflich auf die Spargelzucht.

Seine Hühnerfarm war musterhaft. Zur Aufzucht der Küken bediente er sich sogar eines Brutapparates, wie solche damals als modernste Errungenschaft zum erstenmale auftauchten. Er kannte jede Henne und gab jeder einen Namen. Die Eier nahm er selbst ab, und auf jedem verzeichnete er den Tag, an welchem es gelegt worden war. Eine große Menge von Eiern legte er alljährlich in Wasserglas ein.

p. 35

Die Fütterung der Hühner besorgte er ebenfalls

selbst. Ihre Zahl war so groß, dass jeden Sonn- und Feiertag Back- oder Brathühner auf den Tisch kamen.

Mit großer Sorgfalt betreute er auch seine Bienen, gab die Zucht aber schon nach wenigen Jahren auf, weil es ihm an der erforderlichen Zeit gebrach.

Statt die Aufzucht von Schweinen selbst zu betreiben, wie dies ja auf dem Lande allgemein üblich ist, kaufte er alljährlich im Winter ein gemästetes Schwein von einem Bauern, ließ es aber im eigenen Hause schlachten und verarbeiten. Für die Kinder war der „Sautanz“ mit all seinen Genüssen ein Festtag, und die Hausfrau freute sich an dem Vorrat an Fleisch, Würsten und duftendem Schmalz. Mein Schwiegervater überwachte alle Arbeiten u. bereitete selbst nach einem alten Rezept eine ungemein schmackhafte Salami, um die ihn jeder Selchermeister beneidet hätte.

Er verstand es auch meisterhaft, vorzügliche Schnäpse zu erzeugen; sein Cognac war von erstem französischem nicht zu unterscheiden, und bessere Liköre als die seinigen, besonders sein Allasch, waren im Handel nicht zu ha-

ben. Zu besonderen Anlässen machte er auch rasch einige Flaschen Champagner, denen es kein Gast angemerkt hätte, dass sie von der „**Kirschleiten**“, dem **Weinried gegen Sommerlein**, stammten. Zu Weihnachten pflegte er jedes Jahr, gewisse Honoratioren – den Arzt, den Schlossverwalter und Lehrer seiner Kinder – mit Cognac zu beschenken.

p. 36

Die Zeit, die er für all die erwähnten Arbeiten im Hause, in den Gärten, im Keller, bei den Hühnern, Bienen u.s.w. brauchte, musste er sich buchstäblich zusammenstellen. Er nützte hierzu jede freie Minute aus, die er im Geschäfte erübrigte. War gerade keine Kunde anwesend, so lief er schon zu den Hühnern oder zu den Bienen, in den Garten oder wo ihn sonst eine Arbeit rief. Da er ferner ein sehr geschickter Bastler war und in allen möglichen Handwerken mit erstaunlicher Fertigkeit dilettierte, so ersparte er sich oft genug den Tischler und den Schlosser. Hierzu besaß er auch ein reiches Arsenal an allen möglichen Werkzeugen, sogar einen Glaserdiamanten. Er hatte daher immer

zu tun und war stets auf den Beinen. Nur wenn er müde war, setzte er sich auf seinen Liegestuhl im Kämmerchen neben der Apotheke und griff zur Zeitung, deren Lektüre er oft erst am Abend beendete.

Aus seiner Junggesellenzeit hatte sich bis ans Ende seiner Tätigkeit die Gepflogenheit erhalten, dass der jeweilige Gemeindevorsteher, der Gutsverwalter, der Oberförster und andere gute Bekannte im Vorübergehen auf ein Viertelstündchen zu einem gemütlichen Plausch zu ihm in die Apotheke traten und ihm bei einem Gläschen Cognac Gesellschaft leisteten. Diese flüchtigen Besuche waren für den vielbeschäftigten stets eine willkommene Erholung und Ablenkung im Einerlei des Tages.

An der Erziehung seiner Kinder

p. 37

hatte er eigentlich nur indirekt Anteil; die Hauptlast lag in den Händen seiner Gattin. Er selbst war der Geldgeber und die Autoritätsperson, die als letzte Instanz und oberste Macht das Gelingen des Erziehungswerkes gewährleistete und durch seine bloße Anwesenheit Respekt

und Gehorsam erzwang.

Gab es unter den Kindern Unstimmigkeiten, so genügte in der Regel schon ein Erscheinen, sein strenger Blick oder ein scharfes Wort, um den bedrohten Frieden wieder herzustellen. War er auch streng, so war er doch nie barsch und abweisend, aber immer gerecht, und dies machte die Kinder zutraulich, wenn sie auch nicht so innig an ihm hingen wie an der Mutter, die ja doch fortwährend mit ihnen in Berührung war. Bei Tisch achtete er mit Strenge darauf, dass sich die Kinder gesittet benahmen; es musste gegessen werden, was auf den Tisch kam, keines durfte sprechen oder sich gar eine Kritik an der Kost erlauben. Er selbst sprach während der Mahlzeit ebenfalls nicht, und daher hatte die Mittagstafel unter seinem Vorsitz immer etwas trappistenmäßiges an sich. Gemütlicher wurde es erst dann, wenn er wieder in die Apotheke hinabgestiegen war; da tauten die Mäulchen wieder auf und es kam Leben in die Runde.

Er war ein vorzüglicher Lehrer, besonders für seine beiden älteren Söhne Gustav und Paul, mit denen er sich viel beschäftigte und deren Horizont er weit über den Rahmen der Volks-

schule hinaus weitete. Hierbei erwies sich Gustav als der Intelligenterer, Empfänglicher und Aufmerksamere. Auch ich

p. 38

danke ihm vieles Wissenswerte und manche Anregung. Wenn er uns Buben etwas erklärte oder unsere vielfältigen Fragen beantwortete, was er immer sehr eingehend und bereitwillig tat, wurde er geradezu redselig, und dabei strömte eine mir ungewohnte, anheimelnde väterliche Milde und Wärme von ihm aus. Im allgemeinen war er aber eher verschlossen, kurz angebunden und wortkarg. Was ihn veranlasst haben mag, seine beiden Söhne Gustav und Paul, als sie zehn Jahre alt geworden waren, – einen nach dem anderen – ins Gymnasium nach **Teschen** zu schicken, habe ich niemals ergründen können. Es gab ja Gymnasien genug im nahen Wien, und auch in Wr. Neustadt gab es eines, das leicht erreichbar war, aber er schickte die Kinder nach dem so fernen Schlesien in eine absolut fremde Umgebung. Vielleicht war es sein Konservatismus, weil er selbst in Teschen studiert hatte, oder er wollte die Jun-

gen durch die große Entfernung von der Heimat und vom Elternhaus zur Selbstständigkeit erziehen; Gründe musste er gehabt haben, aber für praktisch hielt sein Vorgehen niemand. – In der Familie war er der unbeschränkte, alleinige Herr. Es galt nur sein Wille, nur er entschied, und sein Wort war oberstes Gesetz. Dabei war er aber durchaus kein Tyrann. Man war an sein Art gewohnt, und alles fügte sich gern und widerspruchslos. Er trug allein jede Verantwortung, und alles fühlte sich wohl dabei.

p. 39

Als Mensch war er ein Charakter im guten Sinne. Er war gegen jedermann freundlich, entgegenkommend, wohlwollend und aufmerksam. Gedienerer oder gebuckelt hat er vor niemandem, wie er auch niemandem Elogen machte (Anm. Transkript: eine Ansprache oder schriftliche Äußerung, die betont durch Lobrede, ehrende Worte und Komplimente charakterisiert ist). Er war durch und durch ehrlich und aufrichtig; was er sagte, war unbedingt wahr. Niemals sprach er abfällig über andere. Tratsch war ihm verhasst, Neid unbekannt. Nie kam ein unflä-

tiges Wort oder eine Zote über seine Lippen, und für Zweideutigkeiten hatte er nichts übrig. Er wahrte immer und überall seine Würde, sein Ansehen und seine Ehre; er vergaß sich nie. War der Grundzug seines Wesens auch ernst und gemessen, so war er doch einer heiteren Geselligkeit, wie sie sich oft in seinem Hause entfaltete, keineswegs abhold; er lachte gern über einen guten Witz und war kein Spaßverderber. Im allgemeinen war er mehr zurückhaltend, selten gesprächig, lieber Zuhörer als Erzähler, und daher kein unterhaltsamer Tischnachbar. Er drängte sich niemals in den Vordergrund, sah sich niemals gern als Mittelpunkt, führte nie das große Wort und war am allerwenigsten ein Gelegenheitsredner. Gewohnt, täglich zur selben Stunde, u.zw. niemals spät, zur Ruhe zu gehen, zog er sich selbst aus der heitersten Gesellschaft zur rechten Zeit und ohne aufzufallen zurück, um am nächsten Morgen wieder frisch und ausgeschlafen bei der Arbeit sein zu können. Seiner bis ins Kleinste geregelten Lebensweise und seiner Mäßigkeit verdankte er seine Gesundheit und Rüstigkeit

p. 40

bis ins hohe Alter. Besonders hervorstechende Charakterzüge waren seine allzugroße Bescheidenheit und seine Anspruchslosigkeit. Egoismus war ihm völlig fremd. Er hatte keinerlei persönliche Bedürfnisse, kein Steckenpferd und keine Liebhaberei. Er war vielmehr sparsam und trug zeitlebens seine Ersparnisse gewissenhaft in die **Raiffeisenkasse in Mannersdorf**, wo sich allmählich ein stattliches Sümmdchen als Notpfennig ansammelte, das aber zur Inflationszeit nach dem Weltkrieg verloren ging, da er versäumt hatte, das Geld zur rechten Zeit herauszunehmen und zu verwenden. Geraucht hat mein Schwiegervater nur als Junggeselle und in seinen ersten Ehejahren. Ich selbst habe ihn niemals mit einer Zigarette oder einer Zigarre gesehen.

Für Musik hatte er nicht viel Verständnis, obwohl im Hause viel musiziert wurde. Er spielte auch selbst kein Instrument, und ich kann mich nicht erinnern, ihn jemals singen gehört zu haben.

Soldat war er nie, da er nach den Bestimmungen des damaligen Wehrgesetzes von der Prä-

senzdienstpflicht als „unentbehrlich“ enthoben war. Er hatte darum eine um so größere Freude, als er, der „Ungediente“, i. J. 1898 zum 50jährigen Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Josef I. (1848 – 1916) mit der **Bronzenen Erinnerungsmedaille** beteiligt wurde. Er war sehr stolz darauf und hat sie mir wiederholt gezeigt. Getragen hat er sie aber nie. – Hier will ich auch einfügen, dass

p. 41

es mein Schwiegervater im vollsten Maße verdient hätte, mit dem Goldenen Verdienstkreuz dekoriert zu werden, als er sich nach einer im Frieden und im Krieg bewährten, mehr als vier Dezennien umfassenden Dienstleistung ins Privatleben zurückzog. Diese Ehrung war vor vielen Jahren dem öfter erwähnten **Gemeindearzt Wache** und dem **Oberlehrer Mischling** zuteil geworden, und der biedere Apotheker war ihrer nicht weniger würdig. Die damalige sozialdemokratische Gemeindeverwaltung aber, deren Pflicht es gewesen wäre, sich für ihn zu verwenden, unterließ es, vermutlich weil sie sich gar nicht bewusst war, eine Dankesschuld an

den alten Mann abzutragen zu haben, oder die Unterlassung geschah mit Absicht, zumal dieser kein Parteigenosse war. Ich weiß nicht, was das Zutreffende ist, – ich weiß auch nicht, ob mein Schwiegervater dieses Übersehen als Kränkung empfunden hat, ich weiß nur, dass er nie ein Wort darüber gesprochen hat. – –

(Leerzeile)

Mein Schwiegervater alterte rasch. Schon nach seinem fünfzigsten Lebensjahr begannen bei ihm gewisse Alterserscheinungen bemerkbar zu werden, die erkennen ließen, dass sich in ihm ein Wandel zu vollziehen beginne, der ein frühzeitiges Altwerden einleitet. Zunächst erlahmte sein früher so rege gewesenes Interesse für das Haus und die Gärten immer mehr und mehr, und er beschränkte seine ganze Tätigkeit nur noch auf die Apotheke. Maurer und Dachdecker wurden immer

p. 42

seltener gerufen, das Ausmalen der Zimmer von Jahr zu Jahr verschoben, der Hof verun-

krautete, die Obstbäume verwilderten, die Wasserleitungen verfielen, das Brunnenhaus wurde zur Ruine, und so lag schließlich auf dem ganzen Haus der Schatten der Vernachlässigung und des allmählichen Verfallens. Er lies es an seinem Äußeren auffallend fehlen und seine frühere Lebhaftigkeit wich einer fast apathischen Gleichgiltigkeit. Als ich im Oktober 1911 nach einer Pause von etwa 10 Jahren wieder in die Apotheke zu Besuch kam, war ich überrascht von dem Wandel, der in diesem früher so gepflegten Hause platzgegriffen hatte. Mein Schwiegervater alterte eben vor der Zeit, und seine Gattin, die von ihren hausfraulichen Pflichten voll in Anspruch genommen war und sich übrigens auch nicht gerade der besten Gesundheit erfreute, war trotz des besten Willens und aller Anstrengungen nicht imstande, den Kampf gegen den Verfall mit Erfolg zu führen. Damals waren die 29jährige Tochter **Marie** und die vier zuletzt geborenen Kinder noch unverorgt; wie Marie war die 16jährige **Alice** zuhause bei den Eltern; die 14jährige **Frieda** war eben in die Klosterschule der „Töchter des göttlichen Heilands“ in Wien (Keniongasse) (Anm.

Transkript: Kenyongasse, Wien 7) eingetreten, um Lehrerin zu werden, und die beiden Jüngsten, die 13jährige **Anna** und der 11jährige **Alexander**, befanden sich in Wr. Neustadt. Anna besuchte die letzte Klasse der

p. 43

Bürgerschule, um im nächsten Jahre (1912) in die Lehrerinnenbildungsanstalt des Klosters der Schulschwestern in Eggenberg bei Graz einzutreten, und Alexander war Primaner am Wr. Neustädter Jubiläumsgymnasium. Um die Unterbringung aller Kinder hatte sich lediglich die vielgeplagte Mutter gekümmert.

Am schlimmsten wurde es während des Weltkrieges (1914 – 18). Schon zu dessen Beginn erlitt mein Schwiegervater den schwersten und herbsten Verlust durch den Tod seiner Gattin am **8. 10. 1914**.

Die älteste, nun 32jährige Tochter Marie übernahm die Führung des Haushaltes. Sie hatte es gewiss nicht leicht, bei dem durch den Krieg bedingten Mangel an allem, was man zum Leben brauchte, ihrer Aufgabe gerecht zu werden; sie gab sich auch alle erdenkliche Mühe,

die Hausfrau zu ersetzen, aber was ihrer erfahrenen Mutter nicht gelungen war, gelang ihr noch viel weniger; das Hauswesen hielt sie so gut es eben gehen mochte, über Wasser, aber der Verfall ging unaufhaltsam weiter, den (Anm. Transkript: „denn“) Handwerker, die schon so dringend nötig waren, waren jetzt selbst um teures Geld nicht mehr zu haben, und zur Pflege der Gärten fehlten die Arbeitskräfte. Lagen die in allen Familien fühlbaren Kriegsnoté wie ein drückender Alp schwer auf allen Gemütern, so wurde die Stimmung im Hause meines Schwiegervaters durch den unglückseligen Charakter seiner ältesten Tochter noch mehr herabgedrückt. Sie war äußerst launenhaft, herrisch und zänkisch, und ihr unduldsames,

p. 43

abweisendes Wesen, besonders gegenüber dem Vater, grenzte hart an Lieblosigkeit. Sie verstand sich mit dem alten Herrn, der sich in der neuen Zeit nicht mehr zurecht fand und allerdings vieler Nachsicht bedurfte, ebensowenig wie sie sich früher mit der Mutter vertragen hatte. Es war ein stiller und aussichtsloser

Kampf, den mein Schwiegervater zu bestehen hatte; er fand nicht mehr die Energie, sich durchzusetzen und erlag schließlich den zahllosen Bosheiten, Nörgeleien, Sticheleien und Vorwürfen, die sich über ihn ergossen. Um den widerwärtigen Auseinandersetzungen aus dem Wege zu gehen, gab er nach und ließ sie nach ihrem Willen schalten und walten. Dadurch begab er sich aber nicht nur ganz und gar seiner Autorität als Vater und Hausherr, sondern er wurde allmählich zum willenlosen Untertan seiner Tochter, der nichts mehr zu reden hatte. Von nun an wurde er, um den Schein des Friedens zu wahren, sehr schweigsam. Er zog sich in seine Gedankenwelt zurück und wurde ungesellig. Den Verkehr und Zusammenhang mit der Außenwelt verlor er allmählich gänzlich und wurde fast zum menschenscheuen Einsiedler. – Mich hat der Mann, der einst in meinen Augen der Typ des unbeschränkten und wahren Herrn war, oft genug gedauert. Stand früher der Respekt, den ich vor ihm empfand, wie eine unsichtbare Mauer zwischen ihm und mir, so fühlte ich mich jetzt, da er alt, seelisch bedrückt und hilflos war, zu ihm hingezogen und begegnete ihm

nach wie vor mit der gleichen

(hier eingelegt die Beilage 17)

p.45

Achtung. –

Im Jahre 1914, bei Kriegsausbruch, war von den jüngeren Kindern – neben Marie – nur mehr Alice zuhause, die nicht zu bewegen war, irgend einen Beruf zu ergreifen, um sich ihr Brot selbst zu verdienen. Frieda hatte ihr kaum begonnenes Studium schon nach wenigen Monaten aufgegeben und bekleidete nunmehr einen Buchhalterinnenposten in der Wiener Großschlächtereier, der ihr bei der herrschenden Knappheit an Lebensmitteln sehr zustatten kam. Diese gut bezahlte Stellung gab sie erst bei ihrer Verheiratung im August 1920 auf. – Anna war 1912 ins Kloster der Schulschwestern nach Eggenburg bei Graz übersiedelt und Alexander oblag seinem Gymnasialstudium in Wr. Neustadt.

Obwohl Frieda jeden Abend nach dem Dienst nachhause kam, war es im Hause meines Schwiegervaters doch recht einsam geworden. Die Apotheke ging in der Kriegszeit nicht be-

sonders gut, und so war auch der Verdienst schlecht.

Als im Laufe des Krieges die Lebensmittel rationiert und Lebensmittelbezugsscheine an die Bevölkerung ausgegeben worden waren, oblag dem Apotheker die regelmäßige Ausgabe von Saccharin an Stelle des mangelnden Zuckers an die „bezugsberechtigten“ Parteien. Es war wenig genug, was auf eine Familie entfiel, aber eben deshalb wollte niemand darauf verzichten. Daher belagerten an den Ausgabtagen schon seit den frühesten Morgenstunden viele Frauen und Mädchen die Apotheke; darunter immer auch solche, die

p. 46

ihre Ration schon früher empfangen und verbraucht hatten oder die überhaupt keinen Bezugsschein besaßen. Mein Schwiegervater verteilte in seiner Güte an alle alles, was er besaß, weil ihn die Not der Bevölkerung dauerte. In seinem Rechtlichkeitsgefühl behielt er für seine eigene Familie kein Pillchen mehr zurück, als ihr gebührte. Er verschmähte es auch, einen Vorrat aufzustapeln, um dann bei den begüter-

ten Bauern Fleisch, Schmalz, Milch, Mehl und Kartoffel einzutauschen, wie dies damals alle anderen Geschäftsleute mit ihren Waren taten. Seine Ehrlichkeit verbot ihm solche Machenschaften, obwohl er dadurch die Lage seiner Familie leicht hätte bessern können.

In der dem Kriege unmittelbar folgenden furchtbaren Inflationszeit, da auch die Preise der Medikamente in einer nie dagewesenen Weise zu unfassbaren Höhen emporschnellten, zeigte sich, dass dem alten Herrn das Verständnis für die geradezu stündlich fortschreitende Geldentwertung und Teuerung gänzlich fehlte; er konnte dem Preistaumel, der nur mehr mit Hunderttausendern und Millionen rechnetete, nicht folgen, und in dem Glauben, die verarmte und notleidende Bevölkerung könne die wahnwitzigen Preise für die Arzneimittel nicht mehr bezahlen, berechnete er diese zum altgewohnten Friedenspreis, obwohl er selbst für jede erhaltene Lieferung den jeweiligen Tagespreis bezahlen musste. Hindurch erlitt er einen nicht mehr gutzumachenden und täglich wachsenden Schaden. Er ging in seiner

p. 47

Herzengüte sogar so weit, dass er ganz unbemittelten Leuten die Arzneien schenkte! Er war mit der Zeit und den ihm unverständlichen Verhältnissen in einen unlösbaren Konflikt geraten und brachte seine Familie samt der Apotheke in eine ernste Gefahr. Marie sah klaren Blickes, dass es so nicht weitergehen konnte, aber alle ihre Vorstellungen und wohl auch Vorwürfe waren vergebens. Da sie vom Geschäfte begreiflicherweise nichts verstand und daher auch nicht zu helfen vermochte, blieb nur eine Möglichkeit offen, dieses vor weiteren Verlusten zu bewahren, – und diese bestand in der Verpachtung der Apotheke, die im Jahre 1922 erfolgte. Alexander, der damals in der **Apotheke Seewald** „Zur Kaiserkrone“ in **Wien, Mariahilferstraße** praktizierte, konnte sie noch nicht selbst übernehmen.

Der Magister **Ludwig Werlik** aus Wien, ein gebürtiger Deutschmährler aus Mistek, übernahm sie gegen einen monatlichen Pachtzins von 200 Schilling. An stelle der Kautions, die er zu erlegen gehabt hätte, händigte er der Maria einen kleinen Schlüssel ein und sagte ihr, dies sei einer

der beiden Schlüssel zum Safe seiner Mutter, in welchem sie ihren Familienschmuck von hohem Wert verwahrt hätte. Maria hob den Schlüssel, hinter welchem sie in ihrer Einfalt und Leichtgläubigkeit Schätze von Gold und Edelsteinen vermutete, sorgfältig auf, doch kam sehr bald zutage, dass die ganze Geschichte mit dem Schmuck eine Fabel war. Es war ein Glück, dass die fingierte Kaution späterhin nie eine Rolle spielte.

p. 48

Die nun folgenden Jahre waren für die Familie Tacina wohl eine Zeit der Ruhe und einer gewissen Geborgenheit, nicht aber eines auch nur annähernden Wohlstandes, denn von der geringen Pachtsumme ließ sich kaum leben. Auch für die Apotheke war diese Zeit nicht gerade segensreich, denn der Magister war ein ziemlich schlampiger Patron; er nützte die ganze Einrichtung ab und ruinierte viel, doch irgend etwas erneuern zu lassen kam ihm nie in den Sinn. Hingegen verstand er es vortrefflich, sich selbst zu bereichern und aus dem Geschäfte herauszuwirtschaften, was nur immer möglich

war. Von dem Pflichter, der Gewissenhaftigkeit, der Pünktlichkeit und Ehrlichkeit meines Schwiegervaters hatte der junge Mann – er mochte in den Dreißigern stehen – nicht eine Spur in sich. Ihm ging die Bequemlichkeit über alles; vor 8 Uhr, an Sonn- und Feiertagen vor 9 Uhr, machte er den Laden, ob Sommer oder Winter, nicht auf, und zu Mittag tat er's ohne eine mindestens zweistündige Pause nicht. Kunden, die sich vor der Apotheke ungeduldig wartend angesammelt hatten, ließ er seelenruhig weiter warten, bis es ihm bequemte, endlich aufzusperren. Des nachts musste er gewöhnlich aus dem Gasthaus geholt werden. Er bewohnte im Hause meines Schwiegervaters das hofseitige Kabinett über der Einfahrt. Der Mietzins, wozu noch ein gutes Stück „Bedienung“ kam, war natürlich im Pachtschilling inbegriffen. Zu Mittag und abends aß er im Gasthaus, Frühstück und Gabelfrühstück reichte ihm meine

p. 49

Schwägerin Maria, die ihn übrigens auch sonst von früh bis spät bereitwillig bediente. Rasch gewann er den Forstmeister der Schlossver-

waltung **Josef Rec´i`cka** und den Gemeindefarzt **Dr. Alfred Heinrich**, seinen Nachbarn, zu guten Freunden; dem ersteren hatte er es zu danken, dass er im **Arbach** in der **Wüste** nach Forellen angeln und im großen **Teich** bei der **St. Leopoldskapelle** nach Herzenslust andere Fische fangen durfte, denn er war ein begeisterter Anhänger des Angelsportes. Dem andern war er zugetan, weil dieser fleißig Rezepte schrieb und die Apotheke dadurch glänzend verdiente. Hiedurch war es ihm möglich, auch für seine Mutter und seine Schwester ausgiebig zu sorgen. Er nahm beide Jahr für Jahr während der Sommerszeit auf einige Monate zu sich und quartierte sie der Bequemlichkeit wegen gegen ein geringes Entgelt im Gassenzimmer, das an sein eigenes Kabinett anschloss, ein. Aus Ersparungsrücksichten kochte die alte Frau selbst und machte sich in der Küche, die ihr von meiner Schwägerin zur Mitbenützung überlassen wurde, breit. Die alte Dame stand aus mir unbegreiflichen Gründen bei meiner Schwägerin sehr hoch in Gunst und Ansehen, ja sie betitelte sie sogar als „Frau Mama“ und bediente sie, wo und wie sie nur konnte. Auch was der von

meiner Schwägerin gepflegte Gemüsegarten hervorbrachte, kam der Frau Mama ohne weiteres zugute, und diese versäumte es niemals, für sich eine stattliche Menge der verschiedensten Obstarten, besonders Ribisel und Pflaumen, einzukochen, wobei ihr meine Schwägerin in übertriebener Selbstlosigkeit und im

p. 50

Schweiße ihres Angesichts half. Da meine Schwägerin gleichzeitig ebenfalls einkochte, so kostete das Brennmaterial der Frau Mama keinen Groschen. Nebenbei will ich noch erwähnen, dass der Magister für die mütterliche Küche auch einige Truthühner hielt. Deren Pflege fiel aber meiner Schwägerin zu. – Bei dem ungewöhnlichen Entgegenkommen, das die Fremden im Hause fanden, ist es nicht zu verwundern, dass diese sehr rasch familiär wurden und nicht nur so taten, als ob sie sich in eigenem Hause befänden, sondern sogar ihre Verwandten und Bekannten aus Wien zu sich luden. So kamen dann fast jeden Sonntag Gäste, die nicht nur im Hause verköstigt wurden, sondern ab und zu auch übernachteten, wozu meine Schwägerin

die erforderlichen Betten wie selbstverständlich zur Verfügung stellte. Zu den regelmäßigen Besuchen zählte ein Vetter der Frau Mama, ein Rechnungsbeamter namens **Chlopaty**, und dessen fette Braut **Grete Bohek**; aber auch der zweite Sohn der alten Dame, **Eugen**, ebenfalls ein Magister, und dessen Braut stellten sich ein. Die Gäste brachten zwar Fleisch für den Mittagstisch mit, aber das Vergnügen der Zubereitung und des Geschirrwaschens blieb größtenteils meiner braven Schwägerin. Oft waren so viele Fremde im Hause, dass ich selbst manchen geplanten Besuch unterließ. Erst im Jahre **1930** wurde diesem Spuk ein Ende gemacht, indem Alexander die väterliche Apotheke selbst übernahm.

Mein Schwiegervater, der allmählich ins Greisenalter eingerückt war, nahm an all

(hier eingelegt die Beilage 18)

p. 51

diesen Vorgängen in seinem Hause keinen Anteil mehr. Er lebte ganz zurückgezogen, kümmerte sich um nichts und vertrieb sich die Zeit

mit der Zeitung und mit Spaziergängen. Bei schlechtem Wetter, wenn er wegen der kotigen Wege nicht in den Wald gehen konnte, wählte er die Straße nach **Hof** oder **Sommerein** zum Spazierweg oder er setzte sich an´s Fenster und sah auf die Straße hinab. Eine andere Beschäftigung hatte er nicht; er hatte auch für nichts mehr Interesse. Merkwürdig war, dass er von seinen einsamen Spaziergängen oft lächerliche Kleinigkeiten mit nachhause brachte, die er am Wege aufgelesen hatte und von denen er glaubte, dass sie noch verwendbar wären, obwohl sie wertlos waren und wohl meistens weggeworfen worden sein dürften; so ließ er z.B. keinen Nagel, keine Schraube, keinen Knopf u.s.w. auf der Straße liegen; er brachte sogar rostige Haarnadeln und Kohlenstückchen mit, die er aufgelesen hatte. Diese Marotte gab er trotz allen Zuredens erst auf, als sein Augenlicht schwächer wurde und er diese Kleinigkeiten nicht mehr sah.

(Leerzeile)

Die Apotheke blühte unter dem städtisch ge-

bildeten Geschmack Alexanders, der ihr durch eine gründliche Renovierung ein modernes und sauberes Gepräge verlieh, rasch wieder empor. Er ließ auch das ganze Haus innen und außen herrichten und machte es wieder zu dem Schmuckkästchen, das es vor vielen Jahren gewesen ist.

Die letzte einschneidende Veränderung im Leben meines Schwiegervaters brachte die

p. 52

Verehelichung Alexanders i. J. 1931 mit sich; sie nötigte ihn, seine seit dem Bestand des Hauses innegehabte Wohnung im Stockwerk dem jungen Ehepaar einzuräumen und mit Marie in die kleine Wohnung neben der Apotheke zu übersiedeln, wo er nun sozusagen im Ausgeding und ganz zurückgezogen lebte. Er zählte nun schon 80 Jahre – und war für die Umwelt, an der er schon seit langer Zeit keinen Anteil mehr nahm, ganz verloren. Auf seine Spaziergänge, die immer kürzer und seltener geworden waren, hatten, nachdem ihm einige Unfälle zugestoßen waren, längst aufgehört. Wiederholt war ihm, wenn er über einen Stein gestolpert war,

sein Leistenbruch, an dem er zeitlebens gelitten hatte, hervorgetreten und hatte ihn in ernste Gefahr gebracht. Sein Bruchleiden hatte er unklugerweise immer verheimlicht, statt es durch eine Operation beheben zu lassen. Dazu hatte er aber nie Zeit gehabt. – Ein anderesmal – es war ein sehr heisser Sommernachmittag – war er in der Nähe des Fabriksparkes (jetzt Badgarten) infolge eines Schwindelanfalles zusammengestürzt und hatte sich Stirn und Wangen so arg verletzt, dass er mit dem Rettungswagen nachhause gebracht werden musste. Seine Genesung nahm mehrere Wochen in Anspruch. Damals hat sich auch sein guter Freund, der Gemeindefarmer Dr. Heinrich, der ihn behandelte, ganz besonders ausgezeichnet und seine treue und uneingennützig Kameradschaft und seinen Edelmut bewiesen; er ließ sich nämlich jede Visite bei Heller und Pfennig bezahlen! – Später kam es ab und zu vor, dass mein

(hier eingelegt die Beilagen 19, 20, 21)

p. 53

Schwiegervater entgegen seiner gewohnten

Pünktlichkeit nicht zur rechten Zeit zum Mittagstisch nachhause kam und dadurch seine beiden Töchter, die ihn schon mit Ängsten erwarteten, in die größte Aufregung versetzte. Einmal – ich war damals wie gewöhnlich zum Sommeraufenthalt in der Heimat und wohnte mit Frau und Kind bei Frau **Leitner** – war er um 2 Uhr nm. noch nicht nachhausegekommen. In ihrer begreiflichen Bestürzung kamen die beiden Schwägerinnen Maria und Alice zu uns und baten uns, ihnen den Vater suchen zu helfen. Der Magister **Werlik** sei bereits in die Wüste vorausgegangen. Wir brachen sofort auf und verteilten uns auf die verschiedenen Wege zwischen **Wüste** und **Schweingraben**. Wir fanden ihn aber alle nicht, und unsere Besorgnis stieg aufs höchste. Schon wollte Maria die Gendarmerie verständigen, als der alte Herr gegen 5 Uhr nm. heiter und von unserer Sorge nichts ahnend über die Schwelle trat. Er war, wie er erzählte, müde geworden und hatte sich im Walde irgendwo niedergesetzt. Dabei sei er eingeschlafen und da er keine Uhr bei sich gehabt habe, so habe er auch nicht gewusst, wie spät es sei. Er glaubte jedoch, es müsse schon

Zeit zum Essen sein, weil er so hungrig sei! Damit hatte der Schrecken ein Ende, aber der alte Herr durfte von nun an ohne Begleitung das Haus nicht mehr verlassen. – Allmählich verließ ihn auch das Augenlicht, so dass er die gewohnte Zeitung kaum mehr lesen konnte, und sein Gedächtnis schwand zusehends. Er konnte sich an nichts mehr erinnern, und selbst Personen, die ihm verwandtschaftlich nahe standen, erkannte er

p. 54 (Da diese Seite vom Autor unterschrieben ist, fehlt auf ihr die am Seitenunterrand stehende Paginierung.)

nicht mehr und hielt sie für Fremde. Er wusste auch nicht mehr, wie er in der Zeit stehe, und begann schon am Nachmittag, sein Bett herzurichten, weil er dachte, es müsse nun bald Zeit sein zum Schlafengehen. Die Hilflosigkeit des Greises, der jeden Zusammenhang mit seiner Umgebung verloren und für nichts mehr Interesse hatte, griff einen ans Herz. Es war ein Glück für ihn, dass ihn körperliche Leiden und Siechtum erspart geblieben sind.

Am **31. 5. 1937**, um **1/2 6 Uhr abends**, er-

füllte sich die ihm zugemessene Zeit. Mit ihm schied ein in jeder Beziehung wertvoller Mensch und gütiger Vater, ein redlicher Geschäftsmann seltener Art und ein lauterer Charakter von vornehmster Gesinnung von dieser Erde.

Im Kabinett, das seine Tochter Alice bewohnte, wurde er aufgebahrt. Der Raum war schwarz ausgeschlagen und mit Kränzen und Blumen reich geschmückt. Die Einsegnung nahm der Pastor aus Schwechat, ein noch junger Mann, der auch die Grabrede hielt, vor, und auf seinem letzten Wege begleitete ihn eine große Menschenmenge. Still, ohne Gepränge und ohne Glockengeläute bewegte sich der lange Zug dem Friedhof zu, weil das römisch katholische Pfarramt nicht gestattet hatte, dass, da der Verstorbene Protestant war, die Glocken geläutet würden. Alle, die hinter dem Sarge schritten, empfanden diese Maßnahme als kleinlich und engherzig, aber sie schmälerte nicht das Andenken des Hingegangenen. –

Albert Schatek Oberst, Wien, am 7. 12. 1939.

(hier eingelegt die Beilagen 22 und 23)

p. 55

Meine erste Begegnung mit dem Herrn Apotheker.

„Es fehlt ein Kreuzer.“

An meinen ersten Weg in die Apotheke kann ich mich noch gut erinnern. Ich war damals ein sechsjähriges Bübchen und es war Winter, aber es lag kein Schnee. Es ging gegen Abend und war kalt. Da wurde ich von meiner Mutter in die Apotheke geschickt, um ein Diachylonpflaster, ein „Weinbeersalberl“ und einen Zimmerrauch“ zu holen. Ersteres war sozusagen ein Universalmittel bei kleinen Verletzungen und fehlte damals in keinem Hause. Im Volksmunde hieß es allgemein „Diáchalem“. Wie man dieses Wort eigentlich schrieb, wusste kein Mensch, meine Mutter wahrscheinlich auch nicht, aber das tat nichts zur Sache; der Apotheker wusste schon, was gemeint war. – Es war eine etwa ein Zentimeter dicke, fingerlange, gelbbraune Stange von sehr zäher Beschaffenheit und wurde auf ein Leinenfleckchen aufgestrichen, das dann auf die Wunde geklebt wurde. Heute ver-

sieht Leukoplast denselben Dienst. – Das Weinbeersalberl, auch Himbeer- oder Lippensalberl genannt, war ein viereckiges, fettiges, rotes Brötchen in Gestalt eines kleinen Würfelzuckerstückchens in einer weißen Papierhülle, mit dem die Damen und Mädchen damals in der rauhen Jahreszeit ihre Lippen bestrichen, um das Aufspringen zu verhüten und gleich-

p. 56

zeitig ein lebhafteres Rot zu erzielen. An seine Stelle trat einige Jahrzehnte später der noch heute übliche Lippenstift. – Der „Zimmerrauch“ bestand aus roten und blauen Körnchen irgend eines wohlriechenden Kunstharzes, darunter auch etwas Weihrauch, und den zerriebenen bunten Blüten verschiedener aromatischer Kräuter. Das ganze Gemisch hatte eine Ähnlichkeit mit Heublumen und wurde im Zimmer auf die heiße Ofenplatte gestreut. Der aufsteigende Rauch erfüllte den ganzen Raum mit seinem Duft, was meine Mutter sehr liebte. Das Pflaster, die Salbe und das Räuchermittel erzeugte der Apotheker selbst und machte damit sicherlich ein gutes Geschäft, da die Nachfrage nach

diesen Dingen sehr groß war.

Da meine Mutter genau wusste, was alles kostete, so gab sie mir das Geld abgezählt in die Hand. Eine Börse wollte ich nicht nehmen, – und das war schlecht! Es waren 19 einzelne Kreuzer, – die damals gangbarsten Kupfermünzen – , die in meiner kleinen Hand gerade noch Platz hatten. – „Lauf ´ und verlier ´ nichts!“, sagte sie, und ich machte mich auf die Beine.

Wir wohnten damals im **Gottschyhaus** in der Hauptstraße, und der Weg zur Apotheke in der Jägerzeile war weit (Die Apotheke war zuerst im Gottschyhaus, dann in der Jägerzeile, erst dann wurde das Apothekenhaus errichtet. s. a. in den vorhergehenden Seiten p. 3 ff). Durch die lange Fleischgasse blies der kalte Waldwind herunter, und ich fror tüchtig, da ich weder einen Mantel, noch Fäustlinge angezogen hatte. Die Finger, die die 19 Kupferkreuzer fest umklammert hielten, wurden ganz steif und gefühllos, und knapp vor der Apotheke hatte ich das Unglück, dass mir einige Münzen

p. 57

aus der Hand fielen. Ich bückte mich, um sie

aufzulesen, aber dabei glitten mir noch ein paar andere zwischen den Fingern auf den Boden und rollten tücksich nach allen Seiten auseinander. Da es schon zu dämmern begann, dauerte es ziemlich lange, bis ich alle wieder eingesammelt hatte, und ich war nahe am Weinen. Sie zu zählen getraute ich mich nicht, weil ich fürchtete, dabei wieder einige zu verlieren, aber ich war überzeugt, dass mir kein Kreuzer fehle, und so trat ich in die Apotheke.

Der Apotheker gab mir das Verlangte, und ich händigte ihm dafür meine Handvoll Kreuzer ein. Er zählte sie sorgfältig Stück für Stück und fand, dass es leider nur 18 waren.

Mit einem Blick, der mir durch Mark und Bein ging, sagte er: „Da fehlt einer. Einen musst du mir noch bringen!“ – ich wagte es nicht, ihm mein Mißgeschick zu erzählen, und floh aus der Apotheke so rasch mich meine Füße tragen konnten, wobei mich immer der stechende, unbittliche Blick verfolgte. Hochklopfenden Herzens langte ich wieder im friedlichen Lichtkreis der freundlichen heimatlichen Petroleumlampe ein.

Ich hatte Angst vor den Schelten, die mich er-

warteten, und gestand der Mutter mein Unglück mit dem vielen Gelde und dass ich dem Herrn Apotheker einen Kreuzer schuldig geblieben bin. Sie schalt mich zwar nicht, hätte es aber gerne gesehen, wenn ich der Ordnung halber den Kreuzer gleich hingetragen hätte. Ich war jedoch nicht zu bewegen, dem strengen Apotheker nochmals unter die Augen zu treten, und so ist es möglich, dass

p. 58

meine Mutter meinem Schwiegervater noch heute einen Kreuzer schuldig ist.

4. 1. 1940.

Die Reblaus

Es war im Herbst 1890. Die Weinlese war schlecht ausgefallen, und alle Leute sprachen von der Reblaus, die alle Rebstöcke befallen hatte und die Weinriede von Mannersdorf und der ganzen Umgebung zu vernichten drohte. Wir Buben spitzten die Ohren, denn wir hatten von dieser böartigen Laus noch nichts gehört und noch viel weniger jemals solch ein gefräßi-

ges Tier gesehen. Mit anderen Läusen waren wir allerdings genügsam vertraut; Kopfläuse waren uns nichts seltenes, da mit solchen immer einige Schulkameraden behaftet waren, und Blattläuse gab es an Hollunderzweigen in Hülle und fülle. Rebläuse waren uns völlig neu, und außerdem sollten sie so winzig klein sein, dass man sie mit freiem Auge gar nicht sehen konnte. Nur ein Mikroskop vermöchte es, ihre Existenz offenbar zu machen und ihre Gestalt dem Auge zu enthüllen. Von einem Mikroskop hatten wir auch schon manches gehört, aber noch keines gesehen, und wir waren überzeugt, dass es in ganz Mannersdorf samt Umgebung keines gibt. Wir dachten daher, gibt es kein Mikroskop, so sehen wir auch niemals eine Reblaus, und wollten uns schon in aussichtsloser Resignation

p. 59

damit abfinden, als uns ganz unerwartet die Schule zuhelfe kam. Der Ortsschulwart – an der Spitze der Gemeindefürsorge **Wache** – hatte nämlich in einer Sitzung beschlossen, die reifere Jugend mit der Reblaus, ihren Verheerungen und ihrer Bekämpfung vertraut zu machen. Zu

diesem Zwecke wurden in den mittleren und höheren Klassen Bilder aufgehängt, die nicht nur die Reblaus in mehrhundertfacher Vergrößerung samt befallenen Wurzelstücken zeigen, sondern in einem erläuternden Text auch über ihre Bekämpfung genauen Aufschluss gaben. Außerdem sagte uns der Lehrer, nachdem er uns das Bild erklärt hatte: „Wer eine wirkliche, lebende Reblaus sehen will, der gehe heute nachmittags gleich nach der Schule oder in den allernächsten Tagen in die Apotheke. Der Herr Apotheker wird euch eine Reblaus unter dem Mikroskop zeigen. – Schuhe gut abputzen, schön grüßen, keinen Lärm mache, nicht drängen und die Tür schließen!“ –

Da hatten wir nun plötzlich alles was wir wollten, auf einen Schlag: Ein Mikroskop und eine Reblaus! Noch am selben Tag ging ich mit einigen Mitschülern in die Apotheke, und richtig, dort stand auf dem Tisch beim Fenster, an welchem sonst gewöhnlich der Doktor Wache oder der Oberförster **Fischer** aus dem Schloss saß, das blankgeputzte Mikroskop, das schon auf uns zu warten schien. Der Apotheker erklärte uns freundlich, wie wir hineinzusehen hätten

und was wir sehen würden, und dann sahen wir mit andächtigem Staunen

p. 60

in den stark vergrößerten Rissen in der Rinde des angefressenen Wurzelholzes die Rebläuse, dicht aneinandergedrängt sitzen und sich bewegen. Wir waren mächtig stolz darauf, einen Blick in die Wunder dieser Kleinwelt getan zu haben, denn dies hatte noch nicht einmal unsere Mutter gesehen!

Ich habe es dabei nicht versäumt, mir auch das geheimnisvolle Mikroskop genau anzusehen, auf das ich so neugierig war.

Es dürfte wohl eine Woche gedauert haben, bis alle Schüler die Apotheke passiert hatten, aber der Apotheker unterzog sich dieser Invasion mit bewundernswerter Geduld. Er hatte sie im Interesse der Volksbildung freiwillig und gern auf sich genommen, und so wie ich, werden sich auch noch andere meiner einstigen Mitschüler an den Tag erinnern, an welchem sie in der Apotheke die erste Reblaus sahen.

Schatek Oberst, Wien, 5.1.1940

Beilagen

In die Mappe eingelegte Beilagen, gelistet nach der Stelle der vermutlich originalen Stellen:

Beilagen eingelegt zwischen den Seiten 2 und 3

1. Armutszeugnis, Tyra, 4. März 1865:

„Armutszeugnis!

Vom Gemeindevorstand zu Tyra Bezirk Jablunkau wird hiemit bestäthiget, dass Georg Tacina Ausgedingler in N. 34 in Tyra von dem geringen Ertrage seines Ausgedinges eines gebirgigen Landes zumal bei dem vorgerückten Alter der beiden Eheleute von denen Georg Tacina bereits 55 Jahre und dessen Ehefrau 53 Jahre zählt als auch bei ihrem durch vieljä(h)rieger Anstrengung verschiedener Arbeiten geschwächten Gesundheitszustände und abnehmenden Arbeitskräfte nur mit genauester Noth seine aus 2 unmündigen Kindern bestehende Familie zu ernähren und erhalten imstande sei. Da er aber die Anlagen seines 13 Jahre alten Sohnes Paul gegenwärtig Schüler der I Gymnasialklasse nicht unterdrücken will und den-

selben dem Studium widmen wünscht, jedoch das allerhöchst angeordnete Schulgeld seinen bedrängten Verhältnissen zu entrichten nicht im Stande ist, so bittet der Gefertigte denselben von dessen Entrichtung gnädigst befreien zu wollen.

Tyra am 4. März 1865

Koft?ky Pfarrer, (mit Ovalstempel Pastorats-Siegel, Ortschaft nicht lesbar)

und

Rundstempel, innenfläche mit weißem Nadelbaum: Paul Stubay (?) br. G. V.

2. Gymnasialzeugnis für Tatina Paul, geb. 1851 in Tyra, Schüler der dritten Classe am k. k. evangelischen Gymnasium zu Teschen über das erste Semester des Schuljahres 1867/68, vom 21. Februar 1868,

3. dto. 2. Semester 1867/68 vom 31. Juli 1868

4. dto. 1. Semester 1869 vom 6. 2. 1869

5. dto. 2. Semester 1868/69 vom 31. Juli 1869

6. Heimat-Schein, 8. 9. 1869:
„Zahl 47, Land: Schlesien, KK Bezirkshauptmannschaft Teschen, Heimatschein womit von der Gemeinde Tyra bestätigt wird, dass Name: Paul Tacina, Charakter/Beschäftigung: Apotheker-Pratikan, Alter: geboren im Jahre 1851, Stand: ledig, in dieser Gemeinde das Heimatrecht besitzt. Gemeinde Tyra den 8. September 1869, Eigenhändige Unterschrift: Paul Tacina, Rundstempel Tyra P.C.K.D.Anno 80, Unterschrift nicht lesbar)

7. Abschrift eines Gesuchs:
„Z. 10580 ex 1878, Abschrift.
Ich finde mich bestimmt, Euer Wohlgeboren das mit hohen Stadthaltereie-Erlasse vom 9. Juli d. Js. Z. 15151 neu errichtete Apotheken-Gewerbe in Mannersdorf am Leithaberge zu verleihen.
Den Zeitpunkt der vollendeten Einrichtung der Apotheke haben Sie anher anzumelden, worauf Sie nach vorhergegangener kommissionellen Visitation die Bewilligung zur sofortigen Eröffnung derselben erhalten werden.
Die Gesuchsbeilagen folgen im Anlupe zurück.

Bruck a/d. Leitha am 7. September 1878
der kk. Bezirkshauptmann
Müllena u m/p.
An Herrn Paul Tacina, Magister der Pharmacie in Simmering, Hauptstraße No 81.

Beilage eingelegt zwischen den Seiten 4 und 5

8. Blatt aus violetter Silhouettepapier mit Kabinettfoto 5,6 cm x 9,4 cm, Papierformat 6,2 cm x 10,45 cm, mit Fotoecken am Silhouettepapierblatt befestigt, mit Sitzendem. Bildunterschrift in Normschrift mit schwarzer Tusche: „Josef Wache, prakt. Arzt,“)

Beilagen eingelegt zwischen den Seiten 6 und 7

9. Blatt aus graugrünem Silhouettepapier mit Kabinettfoto 5,85 cm x 9,4 cm, Papierformat ca. 6,4 cm x 9,9 cm, ungleich beschnitten, mit Fotoecken am Silhouettepapier befestigt, drei Herren bei einem Tisch an einer weinberankten Gartenmauer zeigend. Bildunterschrift in Normschrift mit schwarzer Tusche: „Kontrollor Karl Stummer, Apotheker Paul Tacina und Mül-

lermeister Karl Klimpke.“

10. Blatt aus graublauem Silhouettpapier mit Kabinettfoto 5,9 cm x 9,45 cm, Papierformat 6,55 cm x 10,7 cm, mit Fotoecken am Silhouettpapier befestigt, drei Herren, die äußeren stehend, der mittlere sitzend mit dem Rücken zum Fotografen, von ihm das Profil sichtbar, zeigend. Bildunterschrift in Normschrift mit schwarzer Tusche: „Apotheker Paul Tacina, (mit Zylinder)“

11. Blatt aus violetter Silhouettpapier mit Kabinettfoto 5,75 cm x 9,1 cm, Papierformat 6,5 cm x 10,6 cm, mit Fotoecken am Silhouettpapier befestigt, Fotografenaufschrift am unteren Rand: „M. Gutsch, Wien“, Portrait einer jungen Dame, Bildunterschrift in Normschrift mit schwarzer Tusche: „Frl. Marie Klimpke“

12. Blatt aus grauem Silhouettpapier mit Kabinettfoto 6,15 cm x 9,5 cm, Papierformat 6,5 cm x 10,7 cm, mit Fotoecken am Silhouettpapier befestigt, Fotografenaufschrift am unteren Rand: „Julius Gerlinger, Wien“, Portrait einer jungen Dame, Bildunterschrift in Normschrift

mit schwarzer Tusche: „Frl. Marie Klimpke“

Beilagen eingelegt zwischen den Seiten 10 und 11

13. Blatt aus braunem Silhouettpapier mit elliptischem Foto 7,8 cm x 11,1 cm, Papierformat 8,5 cm x 13,15 cm, Büttenschnitt, mit Fotoecken am Silhouettpapier befestigt, Portrait von Paul Tacina, Bildunterschrift in Normschrift mit schwarzer Tusche: „Apotheker Paul Tacina, 1886.“

14. Blatt aus violetter Silhouettpapier mit elliptischem Foto 7,7 cm x 11,0 cm, Papierformat 8,3 cm x 13,2 cm, Büttenschnitt, mit Fotoecken am Silhouettpapier befestigt, Portrait von Franziska Ludescher, Bildunterschrift in Normschrift mit schwarzer Tusche: „Franziska Ludescher, 1889.“

Beilagen eingelegt zwischen der Seite 12 und der eingeklebten Seite mit dem Grundriss des Grundstücks alt Nr. 74 = neu Hauptstraße 58

15. Blatt aus violetter Silhouettpapier mit Ansichtskarte 13,85 cm x 8,9 cm, vollflächig aufgeklebt: „Mannersdorf am Leithagebirge, N.-Oe. Panorama. Darin ist mit Pfeil und auf dem Silhouettpapier beschriftet ein ebenerdiges Haus bezeichnet mit „Apotheke“.

16. Blatt aus graugrünem Silhouettpapier mit zwei Fotos in Fotoecken, jeweils in Normschrift mit schwarzer Tusche: „Das Tacinahaus (Apotheke) in Mannerdorf a. L. No.74, neu Hauptstraße No.58. Foto von der Apotheke mit einem Mann, der die Grünfläche davor mit einer Sichel schneidet. 12,8 cm x 7,7 cm, Papierformat 13,5 cm x 8,3 cm. Darunter 8,3 cm x 6,1 cm, Papierformat 10,75 cm x 6,2 cm, darunter: „Hofseite. 1931.“

Beilage eingelegt zwischen den Seiten 20 und 21

17. Blatt aus dunkelgrauem Silhouettpapier mit Kabinettfoto 9,85 cm x 13,95 cm, kaschiert auf Karton mit Zierschnitt 10,8 cm x 16,3 cm, mit Portrait von Paul Tacina. In Normschrift mit

schwarzer Tusche am Papier: „Apotheker Paul Tacina“

Beilage eingelegt zwischen den Seiten 44 und 45

18. Blatt aus violetter Silhouettpapier mit vollflächig eingeklebtem Foto 8,4 cm x 5,9 cm, (Papierformat 8,5 cm x 6,1 cm), Frau bei Steinmauer in einem Garten, vermutlich die Westmauer des Gartens mit der Waschküche. Darunter in Normschrift mit schwarzer Tusche: „Frl. Marie Tacina, 24. 6. 1932“

Beilage eingelegt zwischen den Seiten 50 und 51

19. Blatt aus gelblichbraunem Silhouettpapier mit Foto 5,9 cm x 8,1 cm, Papierformat 6,1 cm x 8,3 cm, mit Fotoecken am Silhouettpapier befestigt, mit Portrait von Paul Tacina. In Normschrift mit schwarzer Tusche am Papier: „Apotheker Paul Tacina, 2. 10. 1931“

20. Blatt aus mittelbraunem Silhouettpapier

mit Foto 4,85 cm x 7,2 cm, Papierformat 5,0 cm x 7,45 cm, mit Fotoecken am Silhouettpapier befestigt, mit Alexander (stehend) und Martha (sitzend, mit Gewehr und Patronengürtel und zwei geschossenen Vögeln). In Normschrift mit schwarzer Tusche am Papier: „Alexander u. Martha Tacina, 7. 4. 1932“

21. Blatt aus olivem Silhouettpapier mit vollflächig aufgeklebter Ansichtskarte 12,8 cm x 8,0 cm, Papierformat 13,1 cm x 8,65 cm mit der Hauptstraße gegen Norden. Im Vordergrund Shell-Zapfsäule bei der „Handlung“ von Heinrich Ondraschek, das dritte Haus links davon das Apothekenhaus.

Bildunterschrift im Foto: „Mannersdorf a. Leithaberge.“ Darunter in Normschrift mit schwarzer Tusche hinzugefügt: „Apotheke.“ Rechts unten handschriftlich auf dem Silhouettpapier mit Tinte: „1939“

22. Blatt aus terrakotta-ocker-farbenem Silhouettpapier mit 5 vollflächig aufgeklebten Fotos:

- 7,1 cm x 5,3 cm, Papierformat 7,4 cm x 5,6

cm, mit der Straßenfront der Apotheke, geschmückt mit zwei Hakenkreuzfahnen, die von den Fensterblechen der beiden Fenster über Apotheken-Eingang und -Fenster hängen und eine größere vom Dach hängend. Darunter mit schwarzer Tusche: „Gassenseite, 18. 3. 1938.“

- 8,1 cm x 5,85 cm, Papierformat cm x 8,4 cm 6,4 cm, mit der Hofseite des Apothekenhauses. Darunter mit schwarzer Tusche: „Hofseite, 24. 9. 1932“

- 7,8 cm cx 5,4 cm, Papierformat 8,3 cm x 5,8 cm, mit einem Blick aus dem Oberstock des Apothekenhauses über den Garten mit der Waschküche und der Scheune. Darunter mit schwarzer Tusche: „Waschküche, 18. 6. 1932.“

- 5,6 cm x 8,25 cm, Papierformat 6,05 cm x 8,65 cm, mit den Blick aus dem Hof gegen die Durchfahrt und die nördliche Mauer. Rauhreif, aber kein Schnee. Darunter in schwarzer Tusche: „Frost, 6. 2. 1934.“

5,7 cm x 8,2 cm, Papierformat 6,0 cm x 8,7

cm, mit etwa 40 cm hoch verschneitem Garten. Darunter in schwarzer Tusche: „Steintisch, 1934“

23. Parte, 34 cm x 24,3 cm, mittige Vignette mit Kreuz und Blumen- (links) und Palmblatt (rechts).

„Gott, dem Allmächtigen, hat es in seinem unerforschlichen Willen und Ratschlusse gefallen unseren herzensguten, innigstgeliebten Vater, Herrn

Mag. pharm. Paul Tacina

Apotheker,

am Montag, dem 31. Mai 1937, um 1/2 6 Uhr nachmittags, nach kurzem Leiden im 86. Lebensjahre zu sich in ein besseres Jenseits abzu-berufen.

Die irdische Hülle des uns teuren Verblichenen wird Mittwoch, den 2. Juni 1937, um 1/2 4 Uhr nachmittags im Trauerhause: Hauptstraße 58 nach evangelischem Ritus eingesegnet und sodann am Ortsfriedhofe im Familiengrabe zur ewigen Ruhe bestattet.

Mannersdorf a. Lgb., am 31. Mai 1937.

Die tieftrauernden Hinterbliebenen.“

Am unteren Rand: „Leichenbestattung Pax tecum, J. Neugebauer, Bruck a.L. u. Umgebung Tel. 47, Zweigniederlassung M. Karpf, Mannersdorf, Jägerzeile 10, Buchdruckerei Oskar Deyßig, Bruck a. d. L. 537

24. Telegramm, mit aufgerissenem Siegelkleber mit Rundsignet „Österr. Bundestelegraphenverwaltung“. Mit blauem Bunt- oder Kopierstift:

Telegramm Eing.-Nr. „17/K12“

„Frau anna schadek wien 2 albrechtskaserne“
Aufgenommen von „Mdl“ auf Ltg. „K12“ am „31/5“ 193 „7“ um Uhr „K“

Aus „Mannersdorf 2“ Worte „10“

Aufgegeben am „31/5“ 193 „7“ umd „18=“ Uhr

„vater tot = xandl.“

(Anm.: Der Doppelstrich ist geneigt und meint nicht „Ist gleich“, sondern ist als Trennstrich zu verstehen.)